

Thomas Merton

Das Zeichen des Jonas

(The Sign of Jonas, 1953)

Benziger Verlag, 1954

+ - + - + - + - + - + - + - + - + - + - + - +

Vierter Teil

ZUM ALTARE GOTTES

Das Vollkommenste und Persönlichste im Leben jedes Menschen ist gerade das Element, das sich nicht auf eine allgemeine Formel bringen läßt. Es ist das Element, das nur uns und Gott gehört, niemand sonst. Es ist unser eigenstes, wahres, nicht mitteilbares Leben, das Leben, das im Herzen Gottes für uns vorgebildet und verwirklicht worden ist.

Meine Priesterweihe, das fühlte ich, war das eine große Geheimnis, für das ich geboren war. Zehn Jahre vor meiner Weihe, als ich in der Welt lebte und einer der letzten Menschen auf Erden zu sein schien, der zum Priester bestimmt war, hatte ich plötzlich begriffen, daß die Priesterweihe für mich tatsächlich eine Frage von Leben oder Tod, Himmel oder Hölle war. Und als endlich dieses vollkommene Einswerden mit dem unerforschlichen Willen Gottes unmittelbar bevorstand, klärte sich mir meine Berufung. Es war Gnade und Geheimnis, so völlig mir allein zu eigen, daß ich anfangs entschlossen war, zu niemand davon zu sprechen. Da jedoch kein Mensch für sich allein zum Priester geweiht wird und da ich durch meinen Priesterberuf nicht nur Gott, sondern allen Menschen gehöre, so war es nur recht und billig, daß ich aus der Fülle meines Herzens ein wenig zu den Freunden sprach, die zu meiner Weihe gekommen waren. Ich habe mir nicht die Zeit genommen, in diesem Tagebuch darüber zu schreiben, und habe auch jetzt nicht die Absicht. Nur die folgenden kurzen Bemerkungen möchte ich machen.

Zunächst ist das Größte, was bei der Priesterweihe geschieht, zugleich das Gewöhnlichste. Darum ist die Heilige Weihe in ihrem Vollzug das einfachste der Sakramente. Wortlos legt der Bischof dem Weihelikandidaten seine Hände aufs Haupt. Dann spricht er ein Gebet, und der neue Priester empfängt die Gnade und das unauslöschliche Zeichen des Priestertums. Er wird identisch mit dem Einen Hohenpriester, dem Inkarnierten Wort, Jesus Christus. Er ist Priester auf ewig.

Gott tut niemals etwas halb. Er heiligt uns nicht Stück um Stück. Er macht uns nicht zu Priestern oder Heiligen, indem Er ein außerordentliches Dasein auf unser gewöhnliches Leben stülpt. Er ergreift unser gesamtes Leben und Sein und hebt es auf eine übernatürliche Ebene; Er gestaltet es von innen her um und läßt es äußerlich sein was es ist: gewöhnlich.

So war die Gnade meines Priestertums, die größte meines Lebens, für mich etwas weit Bedeutenderes als ein vorübergehender Höhenflug über den eintönigen Niederungen des Alltagsdaseins. Es verwandelte mein gewöhnliches, alltägliches Leben für immer. Es war eine Umgestaltung aller einfachen und gewohnten Dinge, eine Erhebung der schlichtesten und natürlichsten Akte auf die Ebene des Sublimen. Es zeigte mir, daß die Liebe Gottes genügt, um die Erde zum Himmel zu machen. Denn Gott ist die Liebe, und die Liebe *ist* der Himmel.

Gott zu lieben ist alles. Und die Liebe genügt. Nichts anderes hat Wert, höchstens insofern als es durch die Liebe Christi umgestaltet und veredelt wird. Aber das geringste Ding, von der Liebe berührt, verwandelt sich sogleich und wird erhaben.

Die beiden charakteristischsten Erscheinungsformen der göttlichen Liebe im Herzen eines Priesters sind Dankbarkeit und Barmherzigkeit. Dankbarkeit ist die Form seiner Liebe zum Vater, Barmherzigkeit ist der Ausdruck von Gottes Liebe, die in ihm wirkt, sich durch ihn auf seine Mitmenschen erstreckt. Dankbarkeit und Barmherzigkeit vereinigen und decken sich vollkommen in der Messe, die nichts anderes ist als die Liebe des Vaters für uns, die Liebe des Sohnes für uns und für den Vater, die Liebe des Geistes, welche die Liebe ist, die uns mit dem Vater und dem Sohn vereint.

Nach meiner ersten Messe verstand ich vollkommen und zum erstenmal in meinem Leben, daß nichts anderes auf der Welt von Bedeutung ist, als Gott zu lieben und Ihm in Einfachheit und Freude zu dienen. Ich erkannte ganz klar, daß es sinnlos und trügerisch ist, Ihm auf irgendeine auffallende und außerordentliche Weise dienen zu wollen, da aller gewöhnliche Dienst erhaben und außerordentlich wird, sobald er durch die Liebe zu Ihm verwandelt wird. Ich erkannte auch, daß Seine Gnade und insbesondere die Gnade des Priestertums die Liebe zur leichtesten Sache in der Welt gemacht hat. Gott zu lieben kostet weniger Mühe, als zu essen, zu schlafen, zu atmen oder die einfachsten und instinktivsten Akte unseres natürlichen Lebens zu vollziehen. Denn ein Willensakt erfordert überhaupt keine Anstrengung, wenn unser Wille immer von Seiner Gnade beherrscht und gelenkt ist, denn dann wird die Liebe etwas ebenso Natürliches und Beständiges und Ununterbrochenes wie der Atem. Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Was gibt es Leichteres, als Gott in dir leben zu lassen und Ihn zu lieben, der dich liebt?

Und dennoch war mir ohne das Priestertum diese leichteste Sache der Welt immer noch verhältnismäßig schwergefallen, obwohl sie mir selbst damals leicht dünkte. Und ohne die Taufe (zum mindesten die stillschweigende Begierdetaufe) wäre die leichteste Sache auf der Welt unmöglich.

1. Mai, hll. Philippus und Jakobus, Tag der Sammlung (1949). Sobald ein Mönch ein Buch schreibt und es erscheinen läßt, geht das Gerücht um: «Sie wissen ja, er ist aus dem Kloster ausgetreten.» Mit mir ging es los, sobald ich die *Thirty Poems* veröffentlicht hatte.

Immerhin besteht eine solche Gefahr - aber nicht deswegen, weil ich ein Schriftsteller bin. Sondern ich neige zum Stolz und zum Versagen, weil ich ein gewöhnliches menschliches Wesen bin. Eine Menge Leute, die keine Schriftsteller waren, sind aus diesem Kloster wieder ausgetreten, und in früheren Zeiten, als viele Mönche kaum ihren eigenen Namen schreiben konnten, gab es viel mehr Austritte und sogar richtige Apostasien.

5. Mai. Heute ist das Fest des hl. Sacerdos, der Abt von Huerta und Bischof von Sigüenza war. Neulich wurde ich durch einen Brief aus Spanien daran erinnert, daß Huerta immer noch eine Zisterzienser-Abtei ist - aber der Brief war von Viaceli und enthielt Auskunft über eine neu gegründete Zeitschrift, wiederum in Spanisch. P. Prior überlegte, ob er sie für das neue Kloster in Süd-Carolina, dessen Oberer er sein wird, subscribieren soll.

Aber ich kam auf den hl. Sacerdos, weil in seiner Messe, der Messe *Statuit* im Commune der Bekenner und Bischöfe, viel vom Priestertum die Rede ist. Auch überraschte mich der zweite *Alleluja*-Vers, weil es die Melodie ist, die wir für alle weihnachtlichen *Allelujas* in den großen Festmessen singen. Und dabei sind wir auf der Höhe des Frühlings, und alles ist grün und mit Licht gesättigt, Vögel singen, und die Luft ist erfüllt vom Geruch brennenden Zedern-

holzes von der Stelle her, wo wir das Gehölz vor der Abtei als Vorbereitung für die Hundertjahrfeier gelichtet haben. Es soll nur am 1. Juni gefeiert werden und Gott sei Dank nicht am 1., 2. und 3. Juni.

Neulich war ich mit einer Axt draußen. Da brannten große Feuer den ganzen kleinen Hügel entlang, an dem das Weg-Kapellchen und der weltliche Friedhof liegen. Die Flammen loderten hoch und zornig, und ein zartes junges Bäumchen, das mitten zwischen all den Feuern stehengeblieben war, welkte und versengte in der brennenden Luft. Ich beobachtete das Erschauern der Blätter in dem Tosen dieses Glutofens, und ich mußte an die hl. Johanna denken.

8. Mai. «*Modicum et non videbitis me...*» Ich habe das herrliche Evangelium gesungen: «Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, denn ich gehe zum Vater ... Die Welt wird sich freuen, und ihr werdet trauern ... aber eure Traurigkeit soll sich in Freude verwandeln, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.»

Was bedeutet: Noch eine kleine Weile, und es wird Himmelfahrt sein.

Es scheint mir unmöglich, die nächsten zweieinhalb Wochen zu überleben, ohne daß ich plötzlich umkippe, vom Herzschlag getroffen werde oder das Haus über mir zusammenbricht. Wie sollte ich ein solches Wunder wie das Priesteramt vollbringen können? Jenes Eine tun, das die Welt rettet und sie gesunden läßt und es den Menschen ermöglicht, glücklich zu sein! Das Mysterium von Christi Tod und Auferstehung fortsetzen und alle diese einfachen und leichten Dinge tun, durch die unsere Erlösung sich vollendet!

Die Tatsache, daß die Messe so leicht ist, scheint mir ein Grund mehr dafür zu sein, erstens, sie fehlerlos zu lesen, zweitens, sie zu meinem eigentlichen Leben werden zu lassen. Ich hebe die Gebete zur Beräucherung beim Hochamt - die Gebete und die Zeremonien. Auch sie sind so leicht und schlicht und freudig! Was könnte es Freudigeres geben als ein Rauchfaß voll köstlichen Rauchwerks rings um den Kelch und die Hostie zu schwingen und zu beten, unser Weihrauch möge zu Gott emporsteigen und Sein Segen auf uns herabkommen und das Feuer Seiner ewigen Liebe möge in unseren Herzen brennen!

Meine meisten Schwierigkeiten kommen von einem geheimen Mangel an Armut. Ich meine die Schwierigkeiten bei der Arbeit - die Korrespondenz, die mich vom Schreiben dieses Buches abhält.

Ich will immer zu viele Dinge erwerben, besonders Bücher. Natürlich ist es alles «für das Kloster» oder «für die Neu-Gründungen», und alles ist «durch Gehorsam geweiht», aber letzten Endes ist doch alles meine eigene Idee, und tatsächlich fröne ich den Trieben von Besitzwünschen und Erwerbsgier, auch wenn die Handlungen selbst gesetzlich in Ordnung sind. Daher kommen alle diese Komplikationen - die Bücher-Tauschgeschäfte mit dem Bibliothekar in Achel und dem Bibliothekar in Viaceli und dem Bibliothekar in Bricquebec und P. Anselm in Tamié und den Mönchen der Historischen Kommission in Aiguebelle. Manches davon ist allerdings unvermeidlich. Und Dom Déchanet in Brügge verlangt von mir, die Varianten in unserer Handschrift von Wilhelm von St. Thierrys *Goldener Epistel* auszugraben, damit er sie durch die «Familie», zu der sie gehört, identifizieren kann. Er weiß Bescheid.

Das alles bringt Ablenkungen und Scherereien aller Art mit sich und zehrt seit Monaten an meiner geistigen Energie - oder versucht es doch. Und hier sitze ich, entschlossen, dem ein Ende zu machen, und die Spottdrossel dort oben in der Zeder höhnt mich. Ich las die Handschrift aus den Archiven von Laval über die Art der Trappistinnen dort und in Ubexy vor hundert Jahren - schlicht, feurig, kernig. Sie beschämen mich und meine «literarische Karriere».

Bruder Carolus geht vorbei und fragt mich durch Zeichen, wann das Buch zum großen Tag der Hundertjahrfeier erscheint? Ich signalisiere zurück: «Reichlich spät, reichlich spät.» Er fragt: «Wieviel Seiten voll? Zweihundert?» Ich sage: «Nein, sechzig.» Aber er fragt: «Zweihundert Bilder?» Und ich sage: «Gewiß.» Er geht fort, nicht traurig, aber auch nicht gerade erfreut.

Der Generalabt ist unterwegs hierher, «*pour une visite sérieuse*», aber ich weiß nicht, wann er eintrifft. Vater Abt sprach im Kapitel darüber, was für eine Strapaze die Hundertjahrfeier werden wird, und er verhiess, sobald das glücklich überstanden wäre, würde der Eiserne Vorhang herabgelassen werden. Ich hoffe, wir werden alle Reporter draußen haben, bevor er fällt.

Ich denke fast ausschließlich an meine Priesterweihe und überhaupt nicht an die Zentenarfeier. Wenn ich erst einmal das Salböl an den Händen habe, bin ich zu allem bereit.

15. Mai, Vierter Sonntag nach Ostern. Die Sonne geht auf. Alle grünen Bäume sind voller Vögel, ihr Gesang steigt aus den feuchten Lauben des Obstgartens empor. Krähen schwärmen fröhlich in der Ferne. Auf dem Grunde meiner Seele wohnt Gott, und zwischen Ihm in der Tiefe und den Gedanken an der Oberfläche hängt der Schleier eines ungelösten Problems.

Wie soll ich dieses Problem bezeichnen? Es ist kein Widerstreit von Ideen. Es ist kein Dilemma. Ich glaube nicht, daß es eine Frage meiner Wahl ist. Es ist ein psychologisches Faktum. Jedes innere Problem ist ein psychologisches Faktum. Ist es eine Frage, die ich lösen kann?

Dieses Problem ist meine eigene Persönlichkeit, an der ich zwar keineswegs ein ungesundes Interesse nehmen will. Aber (ich rede wie ein Tor) es ist meine eigene Persönlichkeit oder, wenn man will, die Entwicklung meines inneren Lebens. Nicht was ich bin oder nicht bin, verwirrt mich, sondern die Form meines Strebens, das zu werden, was ich in Wahrheit sein werde.

Gott läßt uns meistens dann Fragen an uns selbst stellen, wenn Er die Absicht hat, sie zu lösen. Er schenkt uns Bedürfnisse, die Er allein befriedigen kann, und erweckt in uns Fähigkeiten, die Er zur vollen Entwicklung bringen will. Verworrenheit bedeutet oft geistige Trächtigkeit, die zu neuer Geburt und zu mystischer Erneuerung führt.

Wie wird die Messe mein inneres Leben beeinflussen?

Ich stehe vor der Wirklichkeit meines früheren Betens. Handlungen, Gedanken, Wünsche, Worte wurden unzulänglich, als ich Novize war. In Gott zu ruhen, in Seinem Schweigen sozusagen zu schlummern, in Seinem Dunkel zu verweilen, das hat mich sieben Jahre lang genährt und mich reifen lassen. Nun wird auch das wahrscheinlich unzulänglich werden.

Ich hoffe, die Messe wird den Schlüssel zu dieser Unzulänglichkeit besitzen.

Mehr kann ich im Augenblick nicht erklären, nur so viel, daß Christus der Hohepriester in der Tiefe meiner Seele erwacht, schweigend und majestätisch, wie ein Riese, der entschlossen ist, Seine Bahn zu verfolgen.

Wenn ich die Zeremonien der Messe ausführe, wenn ich als Diakon am Altar stehe, werde ich immer stärker davon durchdrungen, daß es für mich als Priester keineswegs genügen würde, so am Altar zu stehen und mit tiefer persönlicher Liebe und Inbrunst zum sakramentalen Christus die Gebete zu sprechen. Einstmals dachte ich, es müßte der Gipfel aller Freude sein, durch ein Liebesband mit Christus im Sakrament der Liebe vereint zu sein, sich in Seiner Gegenwart zu verlieren, als sei alles andere bedeutungslos.

Und nun ist da viel mehr. Statt meiner selbst, meines Christus, meiner Liebe, meines Gebetes ist da die Macht eines Gebetes, stärker als Donner und milder als Taubenflug, das von dem Einen Priester - welcher das Zentrum jeder Priesterseele ist - emporsteigt, die Festen der Welt erschüttert und alles, mich, die Hostie, den Altar, den Altarraum, das Volk, die Kirche, die Abtei, den Wald, Städte, Kontinente, Meere und Welten, zu Gott emporträgt und alles in Ihn versenkt.

In der Gegenwart dieser gewaltigen Kraft können meine eigenen Gedanken und Worte und Gefühle offenbar nichts zu bedeuten haben. Nicht, daß sie überhaupt ohne Wert wären, aber sie gehen ein und verlieren sich in einem weit größeren und schlichteren Gebet, das über mein Begreifen geht.

Während ich gegen Ende des Nachmittags hier sitze und dies schreibe, lärmten die Drosseln, aber nicht halb so laut wie die Novizen, die ganz von Polyphonie erfüllt sind für den Tag des Zornes, der sich am 1. Juni über uns entladen soll.

Inzwischen wird die Gemeinschaft durch Krankheit und Unfälle geläutert. Die provisorische Tür des Pferdestalls stürzte auf Bruder Nereus und hat ihm zwei Rückenwirbel gebrochen. P. Gerard, der Novizenmeister, liegt mit irgendeinem noch nicht festgestellten Leiden im Krankenhaus, und P. Subprior fiel auf den Kopf und wurde bewußtlos, als er eine Zwischenwand im roten Hause annagelte. Und vielleicht passiert gleich ein neuer Unglücksfall im Noviziat, weil P. Protase, der ihr Oratorium dirigiert, so stark aufstampft, daß ich darauf gefaßt bin, ihn durch den Fußboden kommen und sich zwischen den Töpfen und Tiegeln und Flaschen der Dunkelkammer das Genick brechen zu sehen.

Außerdem gibt es ein paar Erkältungen in der Gemeinschaft, und eine der ärgsten davon hat mich erwischt. Zwei Tage lang bin ich länger liegeengeblieben, das heißt bis 2 Uhr 45 a. m., und noch immer habe ich keinen Appetit zum Essen. Allerdings habe ich auch auf nichts anderes rechten Appetit.

Im Gewölbe aber war alles wunderschön. Die Korrekturen von *The Waters of Siloe* lagen vernachlässigt auf dem Tisch, und ich nehme an, so werden sie mehr oder weniger bis nach der Priesterweihe liegen. Ich überwinde mich und betrachte Bücher und lese Briefe und bin traurig, aber dann kehre ich zu Gott zurück und weiß wieder, daß ich zum Priester und zum Kontemplativen berufen bin und daß meine Berufung das Gebet ist. Das macht mich glücklich.

P. Abdon geht mit seinem Rosenkranz vorbei und macht mir ein Zeichen. «Elf Tage.» Ich hatte der Versuchung widerstanden, die Tage bis zu meiner Priesterweihe zu zählen, aus Besorgnis, daß es vielleicht ein Fehler wäre oder sich als etwas Ähnliches erweisen könnte wie Davids Volkszählung.

Die Epistel des Tages: «suscipite insitum verbum.» Und die Kollekte, «daß unsere Herzen dort haften mögen, wo die wahren Freuden sind».

Es kam ein weiterer wunderschöner Brief vom Dom Jean-Baptiste Porion. Er schreibt, daß der letzte Teil vom *Berg der sieben Stufen* ihm gefiele und daß er meine Vorliebe für Blake teile. Das erinnert mich daran, daß meines Wissens der einzige andere Katholik (außer Maritain), der mir durch wirklich verständnisvolles Interesse für nicht-katholische Mystik Eindruck gemacht hat, Dom Humphrey ist, auch ein Kartäuser - der in Parkminster.

23. Mai, Bittage. In drei Tagen, falls ich noch lebe und der Erzbischof nicht einen Unfall hat und sich das Bein bricht, soll ich Priester sein. Immer wieder sage ich mir: «Ich werde Messe lesen - ich werde Messe lesen.» Und ich denke an die Madonna von Cobre, zu deren Basilika ich diesen Mai vor neun Jahren gewallfahrtet bin. Sie hat meine Sache gut geführt, und ihre Liebe ist mir bis hierher gefolgt und wird mich zu Gott tragen.

Ich kann nichts anderes lesen als Johannes vom Kreuz. Ich schlug die *Lebendige Flamme* bei dem Vers auf: «*Rompe la tela deste dulce encuentro.*» Das Priestertum als Begegnung meiner innersten Seele mit dem Lebendigen Gott! Noch verstehe ich es nicht. Vielleicht werde ich Donnerstag mehr darüber wissen. Auf jeden Fall wird dies mein Gebet sein: daß mehr von dem Vorhang weggezogen werde, daß die Knechtschaft der Sinne, die mein ganzes Leben belastet, sich mindere, daß ich frei werde und in der Messe Ihm näher komme - in jeder Messe, die ich darbringe. Daß jede Messe die Atmosphäre lichte und ein Schritt näher zum Himmel und zur Schau sei. Daß jede Messe Bereicherung und Befreiung sei, für meine Seele und für alle jene Seelen, die, nach dem Ratschluß der Allerseligsten Jungfrau, dieser Messen bedürfen, um zu Heiligkeit und Kontemplation zu gelangen, um Freiheit und Freude zu finden.

Das meiste, was über das Priestertum geschrieben worden ist, befriedigt mich nicht, außer Dom Casel und Bouyer, und augenblicklich kann ich nicht einmal sie lesen. Sie erscheinen mir zu technisch, ich brauche nicht Literatur, sondern den lebendigen Gott. *Sitivit anima mea.* Der starke, lebendige Gott. Ich brenne vor Verlangen nach Seinem Frieden, Seiner Beständigkeit, Seinem Schweigen, der Kraft und Weisheit Seines unmittelbaren Handelns, Befreiung von meiner eigenen Schwere. Ich schleppe mich selbst umher wie ein Tonnengewicht.

24. *Mai.* Das Problem des Priestertums ist für mich unter anderem ein Problem der Armut. Ich weiß, daß nicht alle Priester durch ihren Beruf zur absoluten Armut verpflichtet sind. Für meinen Teil aber scheint es mir, daß beides zusammenhängt. Priester zu sein bedeutet, zum mindesten in meinem besonderen Fall, nichts zu besitzen, nichts zu begehren und nichts zu sein als Eigentum Christi.

Mihi vivere Christus est et mori lucrum. Um alles zu besitzen, begehre nichts.

Daß Kontemplative nichts mit dem aktiven geistlichen Amt zu tun haben, trägt noch zu unserer gänzlichen Armut bei, es macht sie vollständiger und geistlicher. Es schließt die Erkenntnis ein, daß wir den Seelen durch Predigt und Führung und Talent und Inspiration vielleicht wirklich nichts zu geben haben. Wir schämen uns jeden aktiven Apostolats, das sichtbar von uns ausgeht. Und so verschwinden wir ganz in der Messe - *omnium peripsema usque adhuc ...*

Meine Armut an geistlichen Gaben, meine Mängel und Unvollkommenheiten, das alles wirkt auch dahin. Wenn ich zum Altar trete, werde ich an das Wort des hl. Paulus denken, daß Gott das Schwache der Welt erwählt hat: *infirma mundi elegit Dem ut confundat fortia.*

Ferner: mein Gebet und mein ganzes inneres Leben, wie es nun einmal ist, bewegt sich um das Bedürfnis nach tieferem und vollständigerem innerem Schweigen - nach einer so tiefen inneren Verschwiegenheit, daß sie mich nicht einmal über mich selbst nachdenken läßt. Schweigen über mein Gebet, über die Entwicklung meines inneren Lebens wird mir zur absoluten Notwendigkeit, so daß ich anfangs zu glauben, ich sollte überhaupt aufhören, über Kontemplation zu schreiben, es sei denn in ganz allgemeinen Wendungen. Es erscheint mir als große Ungehörigkeit, daß ich in der Meinung der Menschen als einer gelte, der augenscheinlich über Kontemplation etwas zu sagen hat. Bei dem Gedanken wird mir zumute, als brauchte ich ein Bad und Kleiderwechsel.

25. *Mai, Vigil von Christi Himmelfahrt.* Das Martyrologium bringt, zusammen mit der Ankündigung des großen Festes, das mich immer so beglückt, auch das Jahresgedächtnis des hl. Augustin, der England wieder bekehrte. Nach all diesen Jahrhunderten bin auch ich ein Kind seiner Gebete und seiner apostolischen Mühen und Opfer.

Zu der Liturgie paßt das strahlende Wetter des Tages. Nicht ein Wolkenfetzchen am tiefblauen Himmel. Heute morgen war es ziemlich kühl - wie im September. Eine schmale

Mondsichel hing über den Gründen, und fast erwartete ich, die Felder voll hohen reifen Kornes zu sehen.

Vocem jucunditatis annuntiate, et audiatur, alleluja ...

Ich war sehr glücklich, das Evangelium singen zu dürfen, den herrlichen Triumph Christi, der Widerhall und Ausdruck findet in der Priesterweihe von so einem wie ich bin, einem, den Er aus dem Schiffbruch der sittlichen Welt aufgelesen und in Seinem Hause geborgen hat. Er ist es, der in meiner eigenen schwachen und ungetreuen Seele zum Himmel aufblickt und ruft: *Pater, venit hora, clarifica Filium tuum, ut Filius tuus clarificet te.* Und der Kontext gemahnt mich, wem ich gehöre: *Dedisti ei potestatem omnis carnis, ut omne quod dedisti ei, det eis vitam aeternam.* Meine Freude ist die große Kraft Christi. In diesen Tagen bin ich wiederum froh über meine tiefe moralische Armut, die mir immer vor Augen ist, die mich aber nicht quält oder beunruhigt, weil alles in Seiner Barmherzigkeit aufgehoben ist.

Es ist wahr, ich bin weit davon entfernt, der Mönch oder der Kleriker zu sein, der ich sein sollte. Mein Leben ist ein großes Durcheinander und ein Gewirr von halb bewußten Vorwänden, um sich der Gnade und der Pflicht zu entziehen. Ich habe alles schlecht gemacht. Ich habe große Möglichkeiten vergeudet. Anstatt mich aber vor Verzweiflung krank zu machen, treibt meine Untreue gegen Christus mich dazu, mich um so blinder in die Arme Seiner Barmherzigkeit zu werfen.

29. Mai, Sonntag in der Oktav von Christi Himmelfahrt. Bei dieser Menge von Menschen, die zu meiner Primiz gekommen waren, konnte ich nicht daran denken, über die Weihe zu schreiben, über das Messelesen, über die Agape, die drei Tage dauerte. Vielleicht wird es eines Tages rückschauend in Bruchstücken herauskommen. Bewußtsein des einfach ungeheuren Werkes, das in diesen letzten drei Tagen an mir und durch mich geschehen ist, wobei jeder Tag eine Steigerung war. Weihe, Salbung, Weihemesse – dann die erste stille Messe und was sich daran anschloß, endlich gestern das Hochamt und nachmittags die Gespräche unter den Bäumen der Allee. Als Ergebnis bleibt in mir das Gefühl, daß ich nicht nur umgestaltet worden bin, sondern daß durch die Mühen und Freuden dieser drei höchst erschöpfenden Tage irgendwie eine neue Welt ins Dasein gerufen worden ist, eine erhabene Welt voller Dinge, die keiner von uns in den nächsten ein oder zwei Jahren verstehen wird.

(So weit war ich gekommen, als P. Vedastus mir sagte, wir sollten hinaufgehen und den Kranken den Segen erteilen. Die Kranken waren der alte P. George, der sich dort oben gedankenversunken über den Tisch lehnte, und Bruder Nereus in seinem Gips und übers ganze Gesicht lachend.)

Ich wünschte, ich könnte auf irgendeine Weise die Stufenfolge erklären, welche die drei Tage meines Festes kennzeichnete. Jede Stufe schien mir eine ungeheure Entwicklung darzustellen, die ich nicht imstande bin zu begreifen oder zu erklären. Zum Schluß hatte ich den Eindruck, daß alle meine Besucher sich mit Gesängen und Botschaften und Prophezeiungen in alle vier Himmelsrichtungen zerstreuten, mit Zungen redeten und fähig wären, Tote zu erwecken, denn tatsächlich waren wir drei Tage lang voll des Heiligen Geistes und der Geist Gottes schien immer stärker von allen unseren Seelen Besitz zu ergreifen - durch die drei ersten Messen meines Lebens, meine drei größten Gnaden.

Es ist mir alles so ungewohnt. Die Gnaden gehören einer apostolischen Ordnung an, die über meine Erfahrung hinausgeht. Dennoch kann ich - wenn ich nicht undankbar und töricht sein will - nicht sagen, daß sie außerhalb meiner Berufung liegen, da sie in gewissem Sinne deren Krönung sind. Ich meine, sie krönen diesen Abschnitt meiner Lebensgeschichte, meine letzten sieben Jahre. Hierfür bin ich geboren worden.

Freitag las ich die Messe, die ich der Madonna von Cobre versprochen hatte. Es war mir gesagt worden, man finde sich mit den Rubriken anfangs so schwer zurecht, daß die erste

Messe kein Vergnügen wäre. Ich habe das keineswegs bestätigt gefunden. Im Gegenteil, ich hatte das Gefühl, als hätte ich mein ganzes Leben lang Messe gelesen, und der liturgische Text der Votivmesse von der Mutter Gottes in dieser Jahreszeit entfaltete unendlichen Reichtum. Es war am Altar der hl. Anna, und die Kirche war (nach dem Kapitel) voller Sonne. Es wurde keine andere Messe in der Nähe gelesen, so daß ich die Worte wirklich *sprechen* konnte. Ich benutzte einen herrlichen Kelch, den Dan Walsh mir mitgebracht hatte. Ferner hatte ich ein Achseltuch und ein Corporale und ein Reinigungstüchlein und sogar ein Handtuch für die Finger, alles Geschenke von ein paar farbigen Jungens und Mädchen einer katholischen Hochschule in Mobile, Alabama. Und von einer Schwester in einem Hospital in St. Louis hatte ich ein Cingulum bekommen. Wenn ich versucht hätte, die Namen aller Menschen zu nennen, derer ich beim Memento gern gedenken wollte, so hätte ich bis zur Mittagszeit dagestanden. Aber schon tagelang vorher hatte ich für jeden gebetet, so daß sie zu gegebener Zeit alle miteingeschlossen sein würden. Selbst dann habe ich mir Zeit genommen, aller derer namentlich zu gedenken, denen ich es vor Gott in diesem Augenblick schuldig war.

So spendete ich die Kommunion an Nanny und Dan Walsh und Bob Lax und Ed Rice und Bob Giroux, der seine Uniformjacke der U.S. Marine trug, an Tom Flanagan, der mit Ed, und an Rod Mudge, der mit Dan gekommen war, und an McCauliffe, der hier etwas über Dichtung geschrieben hat. Aber Jay Laughlin oder Seymour konnte ich die Kommunion nicht spenden. Nach der Messe hatte ich reichlich Zeit zu einer guten Danksagung für mich allein am Altar Unserer Lieben Frau vom Siege, und dann ging ich hinaus und sprach, oder vielmehr irgendein anderer sprach durch mich. Es war ein wunderbarer Morgen unter dem Baum, den P. Mauritius einst *Gingko Biloba* bezeichnet hat, obwohl alle botanischen Merkmale jetzt verschwunden sind.

Jetzt weiß ich, daß die ganze Kirche in Amerika für mich gebetet hat, und ich bin zugleich erschreckt und getröstet von so viel Gnade und von dem Bewußtsein, daß ich selber so gut wie nichts zu der ganzen Sache beigetragen habe, daß von außen und innen an mir gewirkt worden ist und ich emporgetragen wurde von der Flut einer großen Liebe, die irgendwie in den Menschen ausgelöst worden ist in Zusammenhang mit einem unter meinem Namen gedruckten Buch. Und diese Flut reißt Millionen von uns, vielleicht einen ganzen Kontinent gen Himmel. Es macht mich wahrhaftig zum Kinde der Gottesmutter (*Mulier, ecce filius tuus!*), der die größte Gnade verliehen worden ist. Wenn sie in mir etwas von ihrer Demut erzeugt, so wird Gott mich ohne Ende mit Gnaden überschütten, nicht für mich, sondern für die ganze Welt, vielleicht sogar um andere groß zu machen, während ich in meiner Nichtigkeit verharre. Das alles wäre für mich die größte Freude. In gewisser Weise ist die Erfahrung dieser drei Tage die Umkehrung und das Gegenteil von allen Vorstellungen, die ich mir während der Exerzitien über Einsamkeit gemacht habe. Oder ist es eine Erfüllung, die ich nicht verstehe?

4. Juni, *Vigil von Pfingsten*. Heißer Tag. Leerer Magen. Herrliche Kumuluswolken segeln über die Wälder. Alles ist still.

Die Messe ist das Wunderbarste, das je in mein Leben getreten ist. Am Altar fühle ich, daß ich endlich der Mensch bin, als den Gott mich haben wollte. Über die Klarheit und den Frieden dieses vollkommenen Opfers kann ich nichts logisch Zusammenhängendes sagen. Aber ich bin mir der einzigartigen Gnadenatmosphäre tief bewußt, in welcher der Priester in diesem Augenblick – und danach noch den ganzen Tag lang – lebt und atmet. Gewiß, diese besondere Gnade ist etwas rein Persönliches und Nichtmitteilbares, aber sie hat ihren Ursprung auch in der Gemeinschaftsnatur der Messe. Die größte Gabe, die ein Mensch je empfangen kann, ist die Teilnahme an dem unendlichen Akt, in dem Gottes Liebe sich auf alle Menschen ergießt. In diesem Sinne verschmelzen die höchsten Gnaden der Einsamkeit

und der Gemeinschaft und werden eins - und das vollzieht sich im Priester bei der Messe, so wie es sich in der Seele Christi und im Herzen Marias vollzieht.

Welche Freude ist es, der Menschen zu gedenken, für die ich im *Memento* bete. Einst, vor meiner Priesterweihe, dachte ich, ihre Namen würden eine Ablenkung bedeuten. Doch sie steigern nur den strahlenden Glanz in der Tiefe meiner Seele.

Dennoch ist es ein dunkler Glanz - brennend im Schweigen eines bilderlosen Glaubens - und nur um so strahlender, weil ich mich seines Dunkels freue.

Hätte ich an meinem Entschluß festgehalten, so hätte ich neulich vielleicht nicht so viel zu meinen Gästen von dem gesprochen, was mir widerfahren ist, und wovon mein Gemüt nach meiner ersten Messe erfüllt war. Ich vermute aber, das war einer jener Entschlüsse, die zu guter Letzt vom Heiligen Geist hinweggefegt werden. Oft entscheiden wir uns für etwas Gutes, das doch nicht gut genug ist, weil es nur unserer eigenen Idee entstammt. Wenn Gott es für richtig hält, läßt Er uns erkennen, daß Er es verwirft zugunsten von etwas offensichtlich weit Besserem. Diesen Wechsel darf man nicht als Grundlage für Verallgemeinerungen nehmen, und ich bleibe immer noch bei meinem Wunsch, zurückhaltender zu sein. Soviel Selbstenthüllung ist sinnlos, noch schlimmer, durch das Aussprechen solcher innersten Erfahrung drückt man sie auf eine alltägliche und stoffliche Ebene herab und verliert das Beste, das, was darin Geist und Leben war.

Die Hundertjahrfeier am 1. Juni war gut vorbereitet, und alles verlief weit besser, als wir verdienten. Und ich muß, zusammen mit allen anderen, gestehen, daß ich das Ereignis als etwas Erfreuliches in Erinnerung habe - oder zum mindesten als nichts ausgesprochen Gräßliches. Augenscheinlich war es ein Tag der Gnade, für uns und für andere. Und doch ist jeder froh, daß die Sache vorbei ist.

Es war schönes Wetter, aber doch gerade so viel Dunst, daß die Sonne nicht alles lähmen konnte. Tatsächlich genau die Art Wetter, worum wir gebetet hatten.

Nachmittags, als wir, das *Pange Lingua* singend, langsam von der Segnung der Felder heimkehrten und aus der gedrängt vollen Welt in den kühlen Schatten der Kirche traten, waren alle Mönche rotglühend von Sonnenbrand, vom Nacken bis zum tonsurierten Schädel. Und so schloß die Tür sich hinter uns, und das Allerheiligste Sakrament wanderte mitten durch uns hindurch unter einem sonderbaren weißen Sonnenschirm, der ganz gewiß italienischer Erfindung ist. Wir legten unsere *Laudes Vespertinae* fort und hofften, in den nächsten hundert Jahren würde es keinen Tumult und keine Reden mehr geben. Der schreckliche Tag war zu Ende.

Die Männer vom WHAS hatten unser Kyrie und Gloria in einem kleinen Kasten eingefangen und trugen sie darin nach Louisville, um sie den Leuten vorzuspielen, nachdem wir alle schlafen gegangen waren. Und zwei Leute vom Fox Movietone, beide sehr wohlbeleibt, rannten mit ihren Wochenschau-Kameras hin und her durch die Menge. Das Marienfeld liegt nämlich außerhalb des Klosters und außerhalb der Einfriedigung, und zum Zwecke dieses Festes galt es als die weite Welt, die allen gehört und wo man die Menschen nicht daran hindern kann, Rundfunk- und Filmaufnahmen zu machen.

Morgens saß ich, vom Amt des Zweiten Zeremoniars befreit, im Stand für die Presse und beantwortete Fragen. Von weitem sah ich Monsignore Sheen vor drei oder vier Mikrofonen stehen, die anfangs nicht sonderlich gut funktionierten. Als sie aber lauter wurden, erwies es sich, daß er sehr gut über unser Schweigen predigte.

Und ich, ein klausurierter, kontemplativer Mönch, versicherte ungefähr vier Gruppen von Nonnen und anderen Leuten, daß ich weder sprechen noch Autogramme geben dürfte und nur mit Reportern reden könnte. Dann zwangen sie mich, sie und ihre Rosenkränze zu

segnen, und ließen mich gehen, und ich taumelte davon, während die Kameras von allen Seiten Klickityklick machten. *O beata solitudo!*

Einer der eindrucksvollsten Menschen, die ich je gesehen habe, ist Erzbischof Paul Yu-Pin aus Nanking, der zur Zentenarfeier hier war. Er sprach im Kapitel über China, das kontemplative Leben und buddhistisches Mönchtum - auch über den Vorwurf, den die Buddhisten uns machen, nämlich, daß wir zwar groß wären im Erbauen von Hospitälern, daß wir aber keine Kontemplativen unter uns hätten. Er erzählte von den zwei Millionen (oder waren es fünf Millionen?) buddhistischer Mönche und Nonnen in China, von ganzen Bergen, die mit Klöstern bedeckt wären, und dann sprach er über die ungeheure Wirkung einer christlichen kontemplativen Gemeinschaft wie Maria von der Tröstung, solange sie bestand!

10. Juni, Quatember-Freitag. Das große Ereignis meines Tages war früher die Kommunion. Nun ist es das Opfer, von dem die Kommunion nur ein Teil ist. Der Schwerpunkt meines geistlichen Lebens hat sich von der halben Stunde, in der ich im Dunkel bei Unserer Lieben Frau vom Siege knie, zu den zehn oder fünfzehn Minuten verlagert, da der Leib und das Blut Christi sich vor mir auf dem Altar befinden und meine Hände jene verkrampfte kleine Gebärde des Flehens andeuten, die bei uns allmählich die weit ausgebreiteten Arme der *orantes* ersetzt hat. Dennoch scheint mir eine gewisse Zurückhaltung das Beste an der Messe in unserer Liturgie zu sein. Das ganze Opfer ist etwas so Ungeheures, daß es dem höchsten Überschwang niemals gelingen wird es auszudrücken. Sich unbemerkt niederzubeugen und beim *Supplices te rogamus* den Altar zu küssen, ist eine Gebärde, die mich mir selbst enthebt und meinen Frieden verdoppelt. Das *Pater noster* zu sprechen ist, als schwämme man im Herzen der Sonne.

Noch Stunden nach der Messe wird es mir schwer, an irgend etwas anderem Interesse zu finden. Sogar zu lesen schäme ich mich. Später am Tage fällt mir hier und da die Messe wieder ein und packt mich mit einer Kraft der Erinnerung, daß ich mich frage, warum ich eigentlich das tue, womit ich gerade beschäftigt bin.

Die Gebete vor der Kommunion sind sehr schön, und ich liebe sie, und doch stören sie mich ein wenig durch den Gegensatz zu dem, was vorangegangen ist, denn jetzt spreche ich wieder für mein eigenes armseliges Ich. Dennoch hilft es mir, mich in dem Augenblick wieder daran zu erinnern, daß ich getrennt von Gott existiere, verloren in der Tiefe einer schrecklichen und doch von Ihm geliebten Armut.

Niemals darf ich diese Armut vergessen. Ich wünschte, ich verstünde ihre Schönheit so gut, wie der hl. Franziskus es tat - denn die äußere Armut, der er sich vermählte, war einfach der Ausdruck für die Nichtigkeit, die er in sich selber liebte.

Diese Woche, die vom Heiligen Geist erfüllte Woche, empfand ich wieder etwas von der Freude, selber nichts zu sein und in allem von der Gottesmutter abzuhängen. Das ist der Schlüssel zu dem einfachsten und leichtesten Wege des inneren Lebens: nichts an Größe oder Heiligkeit oder Bedeutung als sein eigen beanspruchen zu können, sondern sich völlig auf ihre Liebe und ihren Schutz zu verlassen, wohl wissend, daß sie im rechten Augenblick die Gnade für uns erlangen wird, das Gute zu tun, das Gott von uns getan haben will. Von da an handelt es sich im ganzen geistigen Leben um nichts anderes mehr, als vertrauensvoll auf sie zu schauen und treulich alles anzunehmen, was uns durch sie zuteil wird, ohne sich daran zu klammern oder es als eigenes festhalten zu wollen und ohne über sich selbst nachzudenken.

15. Juni. Wir haben um Regen gebetet, und das war die *imperata* bei der Messe. So setzte denn auch heute Morgen während des Offertoriums ein gleichmäßiger Regen ein (es hatte während der letzten sechsunddreißig Stunden ohnehin schon ab und zu geregnet), und

seitdem gießt es in Strömen, ein ständiger, ununterbrochener, wohltönender Wasserfall, den ganzen Tag lang. Das Land ist erfüllt von dem Geräusch, und durch alle Felder ergießen sich Bäche.

Morgen ist Fronleichnam, und wir haben so gut wie keine Blumen im ganzen Haus.

Nach der Non saß ich in einer der Fensternischen des Arbeitszimmers, dicht neben einem frischen Stück Fliegenpapier, das nicht viel nützte, und beobachtete den Regen. Draußen bei der großen Sykomore, wo gewöhnlich Schweine zu sehen sind, standen frisch geschorene Schafe und Lämmer im Regenguß, ich schätze ungefähr zwanzig oder fünfundzwanzig Stück. Sie standen vollkommen regungslos, ohne zu fressen, ohne sich umzuschauen, ohne die leiseste Veränderung ihrer Stellung, mindestens eine halbe Stunde lang, vielleicht den ganzen Nachmittag.

19. Juni, Sonntag in der Fronleichnamsoktav. Hitze, Fliegen, Lilien. Ich bin Diakon und vergesse meine Kniebeugen. Das Wort Gottes in der Monstranz löscht in mir jeden Wunsch, zu schreiben oder irgend etwas anderes zu sein als Priester.

Christus ist gekommen, um unter uns zu stehen, zwischen unseren staubigen Teppichen. Wir umgeben Ihn mit unseren Zeremonien, während unsere Hemden an unseren feuchten Rippen kleben. Ich möchte zur Monstranz aufblicken, um die Hitze und die Schwere zu lindern, aber ich weiß, daß die Akolythen zwischen den Säulen stehen, und das stört mich ein bißchen. Während des Kanons schwirrte eine Fliege durch die Flamme einer Kerze, fiel benommen auf das Corporale nieder und drehte sich mit verbrannten Flügeln um sich selbst, bis sie unter das Missale geriet und dann ganz und gar verschwand.

Täglich begeistert und verwirrt mich zugleich die Messe. Diese wunderbare Mischung von Freude und Klarheit und Zurückhaltung erweist sich von Tag zu Tag als heilkräftig an mir. Am Altar bin ich gezwungen, einfach zu sein. Unsere Liturgie hat eine ganz eigene Intensität, gerade weil sie so schlicht und verhalten ist. Nirgends ein Ausruf! Niemals ein Aufschrei!

Doch mitten in dieser schönen Nüchternheit erfüllt das unbeschreiblich reine Licht Gottes uns mit der Unschuld der Kindheit.

Tag für Tag kommt mir mehr zum Bewußtsein, daß ich am Altar alles andere bin als mein alltägliches Ich. Dieses Gefühl von Unschuld ist tatsächlich, als wäre man ausgewechselt. Ich bin verdrängt von Einem, in dem ich ganz wirklich bin. Ein Anderer hat meine Identität angenommen (oder sie enthüllt), und dieser Andere ist ganz Kindheit. Und ich stehe am Altar - man verzeihe die Sprache, es sollten keine außergewöhnlichen Worte sein - ich stehe am Altar, die Augen ganz rein gewaschen im Lichte, das die Ewigkeit ist, und ich werde zu einem, der alterslos wiedergeboren ist. Ich bitte um Entschuldigung für diese Sprache. Ich weiß keine Worte, die einfach genug wären, um so etwas zu beschreiben, ich kann nur sagen, daß ich jeden Tag einen Tag alt bin, und am Altar bin ich das Kind, das Gott ist; und dennoch, wenn alles vorüber ist, muß ich sprechen: «*Lux in tenebris lucet, et tenebrae eam non comprehenderunt*», und ich falle zurück in meine eigene, in meine armselige «*propria*», die Ihn überhaupt nicht aufnehmen kann. Ich muß mich sogar freuen, nichts zu sein als eine Schale. Ich durfte einen Abglanz Seiner Reinheit auffangen, und es hat Ungeheures bedeutet, für mich und für die Welt, so daß ich bei meinem sehr langen *Memento* für die Lebenden in einem Meer von Freude schwimme, das mich fast von meinem Ankergrund losreißt und mich vom Altar wegpült.

Es ist auch gerade die Messe, bei der ich am einsamsten bin und zugleich für die übrige Welt am meisten bedeute. Es ist tatsächlich der einzige Augenblick, in dem ich den anderen

Menschen etwas geben kann. Und ich allein kann es ihnen geben, denn wenn ich es ihnen nicht zuwende, wird ihnen die besondere Frucht dieser meiner Messe nicht zu eigen werden.

27. Juni, Fest des Heiligsten Herzens Jesu. Gestern nachmittag ging ich in den Wald hinaus. Hinter den Buckeln, nach Westen zu, stand eine schwarze Wolkenwand, und die ganze Zeit hörte man in der Ferne Donner grollen. Es war heiß und schwül, aber aus der Richtung des Gewitters kam ein wohltuender Wind.

(Vor der Non, während der Mittagsruhe im Schlafsaal träumte mir, ich ginge draußen umher. Und im Traum überquerte ich das Feld, wo noch das Podium von der Hundertjahrfeier steht und ging gegen Aidan Nally's zu. Bevor ich im Traum dorthin kam, zweigten von der Fahrstraße Seitenwege ab, und ich gelangte nicht in die Einsamkeit, sondern zur Jamaica-Hochschule, an der wir in alten Zeiten vorbeikamen, wenn wir auf dem Wege zum Kino in Loews Valencia einen Hügel hinaufgingen.) Als ich aber erwachte und wirklich hinausging, war es nicht die Spur wie im Traum.

Zuerst hielt ich unter einer Eiche auf dem Gipfel des Hügels hinter Nally's inne. Dort saß ich und betrachtete den weiten Bogen des Tals und die sich meilenweit flach dehnenden Wälder bis zur geraden Linie des Horizonts, dort, wo sich der Rohan-Buckel erhebt.

Der Wind lief durch die sich beugenden braunen Gräser und rührte die Wipfel der grünen Bäume. Ich blickte auf die dunkle Masse der Wälder jenseits der Brennerei, auf jene Hügel im Süden von uns, und es wurde mir klar, daß ich unter Menschen einsam bin, wenn ich aber allein bin, so bin ich nicht mehr einsam.

Von dem Hügel aus sah Gethsemane wunderschön aus. In seiner Umgebung wirkt es viel sinnvoller. Wir verstehen unseren eigenen Rahmen nicht, wie wir es sollten. Es ist wichtig zu wissen, an welche Stelle im Angesicht der Erde man hingestellt ist. Physisch liegt das Kloster in großer Einsamkeit. Vom geographischen Gesichtspunkt aus hat man nichts zu klagen. Ein oder zwei Häuser in einer Entfernung von anderthalb Meilen, und dann nur Wälder und Weiden und Gründe und Kornfelder und Hügel auf Meilen im Umkreis.

Ich hatte eine dunkle Vorstellung, daß jenseits des Feldes, das wir Hicks Haus nennen, obwohl dort seit Jahren kein Haus mehr steht, ein hübscher Platz sei. So ging ich zu der Kälberweide jenseits des St. Malachias-Feldes am Fuße des Hügels, wo die richtigen Wälder anfangen. Es ist eine Art cova, wo die Mutter Gottes erscheinen könnte. Von dort sind wir damals aufgebrochen, um zu dem Waldbrand zu gelangen, den wir an Allerheiligen vor zweieinhalb Jahren bekämpft haben.

Es war still wie im Garten Eden. Ich saß auf einer hohen Böschung unter jungen Kiefern und bückte über diese Schlucht. Direkt unter mir war ein ausgetrocknetes Flußbett mit sauberen Tümpeln, die wie Glas zwischen dem Schiefergestein des Flusses lagen, und der Schiefer war so weiß und verschrumpelt wie Schiffszwieback. Aus der Schlucht herauf tönte Gesang wunderbarer Vögel. In einem Baum sah ich die goldorangenfarbene Flamme eines Pirols. Pirole sind zu scheu, um in die Nähe des Klosters zu kommen. Irgendwo flötete ein Kardinal, aber das Schönste war der Gesang von zwei Vögeln, herrlich wie der von Nachtigallen; der Widerhall tönte durch den Wald. Ich kann nicht sagen, was für Vögel es waren. Ich habe solche nie zuvor gehört. Das Echo ließ den Ort noch entlegener erscheinen, noch abgeschlossener, noch vollständiger umfriedet, noch mehr wie Eden.

Inzwischen türmten sich die schwarzen Wolken über der Schlucht auf und ich wanderte zu der Stelle hinüber, wo am Eingang zu der Wildnis ein Schuppen steht, ein Unterschlupf für die Kälber bei kaltem Herbstwetter. Doch es regnete nicht. Ich blickte zu den Kiefern auf und zu dem schwarzen Dunst, der am Himmel brütete, aber nichts ließ dieses Tal weniger friedvoll, weniger als eine Stätte der Freude erscheinen.

Auf dem Heimweg wandte ich mich dem Unwetter entgegen und sah es nordostwärts wandern, an den Buckeln entlang, aber auf ihrer anderen Seite. Es folgte der Linie der Green River-Landstraße, weit drüben jenseits unserer Grenze in den Wäldern und zog von New Haven nach Bardstown. Ich kam unmittelbar nach dem ersten Vesperläuten heim. Erst als wir zur ersten Vesper vom Fest des Heiligsten Herzens im Chor waren, fing es an zu regnen. Und selbst dann regnete es nicht viel.

Im Refektorium las uns einer der Novizen beim Abendessen einen Artikel aus der *American Ecclesiastical Review* vor, über die Privilegien einer Basilica Minor. Alle Mönche lachten sich scheckig bei der Beschreibung des halbgeöffneten Sonnenschirms und der Glocke an der Spitze einer Stange und den anderen dazu gehörigen Dingen, die dazu dienen, das Leben in einer Basilica Minor ungewöhnlich kompliziert zu machen. Heute sind wir wieder mitten in einem Buch über Rußland mit dem Titel *Gottes Untergrund*, von dem ich einige Teile fast, aber nicht ganz glaube.

10. Juli. Hier sitze ich, von Bienen umgeben, und schreibe in dieses Buch. Die Bienen sind glücklich, darum sind sie still. Sie sind emsig bei ihrer Arbeit an den zarten weißen Blüten des Unkrauts, zwischen dem ich sitze. Ich befinde mich auf der Ostseite des Hauses, wo es nicht so kühl ist, wie ich gedacht hatte, und ich sitze auf der Böschung, von wo man die Bienenstöcke und den früheren Ententeich und in der Ferne den Rohan-Hügel überblickt. Jene große wackelige Trittleiter, von der ich einmal beim Putzen der Kirche fast gefallen wäre, steht verlassen dort bei einem der Kirschbäume, und die Zweige eines Pflaumenbäumchens vor mir, direkt am Wege, biegen sich vor blauen Pflaumen.

Im Kapitelsaal nähern sie sich dem Ende von *Seeds of Contemplation*. Jeden Abend vor der Komplet lesen sie ein paar Seiten. Sie haben damit angefangen, während ich die Exerzitien für die Priesterweihe machte. Ich weiß nicht, wie man im allgemeinen im Hause darüber urteilt, soviel ich weiß, nicht ungünstig. P. Macarius sagte mir: «Wer sich für intellektuell hält, mag es gern.» Ein- oder zweimal hatte ich das Gefühl, als wären alle ein bißchen gereizt, bei Stellen, die übermäßig negativ und dabei spitzfindig und schwer verständlich waren.

Ich bin froh, daß das Buch geschrieben ist und vorgelesen wurde. Sicherlich habe ich genug über das Dunkel und über die «erfahrungsgemäße Berührung mit Gott in der Verborgenheit» geschrieben, um nun damit Schluß machen zu können und zur Abwechslung zu etwas anderem überzugehen. Sonst wird es zum endlosen mechanischen Ausleiern desselben alten Liedes führen. Wäre es mir aber nicht laut vorgelesen worden, so hätte ich vielleicht vergessen, wie oft ich diese Dinge schon gesagt habe, und hätte sie immer wieder gesagt, als wären sie neue Entdeckungen. Denn ich weiß wohl, daß das oft im Leben vorkommt. Das Führen eines Tagebuches hat mich gelehrt, daß es nicht so viel Neues in unserem Leben gibt, wie wir manchmal meinen. Wenn man sein Tagebuch wieder liest, stellt man fest, daß die eigene neueste Entdeckung etwas ist, was man schon vor fünf Jahren entdeckt hat. Allerdings ist es wahr, daß man immer tiefer in die gleichen Ideen und Erfahrungen eindringt.

Dieser Tage war das Messelesen in der Säkularkirche sehr schön. Wegen der Hitze bleiben die Türen auf, und ich stehe am dunklen Altar und spreche zu Gott, und draußen lärmen und singen die Spottdrosseln in den feuchten Bäumen.

Nie im Leben habe ich so viel geschwitzt, nicht einmal in Gethsemane. Die Hitze dauert ungeschwächt seit über drei Wochen. Kein Lufthauch. Kein trockener Faden mehr. Sobald irgend etwas, sogar die Luft selbst, die Haut berührt, bricht das Wasser aus den Poren. Während man im Chor kniet, rinnt einem der Schweiß die Rippen herunter, und man hat das Gefühl, als würde man von einem Barbier mit heißen Tüchern bearbeitet; nur läßt dieser Barbier kein Loch frei, durch das man atmen kann.

Neulich gerieten wir draußen bei der Arbeit in ein Feld von Tomatenpflanzen, die von Winden überwuchert waren, und der Boden steckte voll zerbrochener Ziegel. Ich denke, es muß der Platz gewesen sein, wo das alte Kloster gestanden hat. Jedenfalls haben wir Buße getan in der Art, wie sie zu Zeiten von Dom Benedikt üblich gewesen sein muß. Der Schweiß brach in Strömen aus uns hervor, verdunkelte uns die Augen und machte unsere Kleider doppelt so schwer als gewöhnlich. Und doch ist es irgendwie gut und befriedigend, so etwas zu erleiden und ein wenig so zu büßen, wie man es von uns erwartet; und wenn wir nachts in unserem siedenden Tunnel stehen und unser *Salve* zu den erleuchteten Fenstern hinauf singen, fühlt man die ganze Basilika schwanken unter dem Jubel der Mönche und Brüder, die in diesem dampfenden Glutofen schmelzen.

Im Refektorium beendete man *Gottes Untergrund* voll von Terror und Prügeln und Folterungen in einem Gefängnis der Roten in Prag und schaltete plötzlich auf eine abgeschmackte italienische Biographie der Schwester Benigna Consolata um, «die kleine Sekretärin», die Jesus dort «meine Freude und mein Benjamin nennt.

11. Juli. Wir haben ein neues mechanisches Ungeheuer hier, genannt D-4 Traxcavator, ein Riesenbiest, das sich mit weit offenem Rachen auf die Erde stürzt und alles verschlingt, was ihm vorkommt. Es brüllt schrecklich, besonders, wenn es Hunger hat. Es ist den Laienbrüder-Novizen übergeben worden. Sie füttern es täglich, und man kann im Kloster seine eigenen Gedanken nicht hören, wenn das Scheusal frißt. Es ist gelb, sieht aus wie eine Zugbrücke und ist über und über mit Zeichen bemalt, die besagen, daß es von der Wayne-Liefer-Gesellschaft in Louisville kommt. In Wirklichkeit aber, ich weiß es aus geheimer Quelle, ist es auf einem Floß in Memphis, Tennessee, zur Welt gekommen. Dort gibt es Mengen von Flußpferden, mit denen dieses Instrument große Ähnlichkeit hat.

Außerdem haben wir Ventilatoren gekauft. Auspuffventilatoren. Man macht ein Loch in das Gebäude, bringt dort die Ventilatoren an, und sie saugen die heiße Luft aus dem Schlafsaal. Was dann geschieht, weiß niemand. Ich vermute, daß die heiße Luft die durch die Ventilatoren hinausgeht, durch die heiße Luft, ersetzt wird, die zu den Fenstern hereinkommt. Die Ventilatoren sind noch nicht in Tätigkeit, weil die Laienbrüder-Novizen die Löcher in das Gebäude noch nicht gemacht haben. Immerhin haben sie angefangen. Sie haben auf dem Dach der Krankenabteilung ein Gerüst aufgeschlagen und sprengen mit Preßhämmern an dem Giebel dieses Flügels. Zwei sehr junge, zarte Novizen wurden im Erdgeschoß nahe am Eingang postiert mit kunstvollen Schildern, die bedeuteten, «Achtung! Fallende Ziegelsteine!» Zuerst stand der eine genau an der Stelle, wo alle fallenden Ziegel auf seinem Kopf landen mußten. Er betete den Rosenkranz in einer Haltung vollkommener Hingabe. Später holte er sich einen Schemel, zog sich in den Kreuzgang zurück, stützte das Schild in seinem Schoß auf und begann Garrigou-Lagranges unsterbliches Meisterwerk *Christliche Vollendung und Kontemplation* zu lesen.

17. Juli. Heute feiern wir in unserem Orden das Fest der Seligsten Jungfrau Maria vom Berge Karmel, obwohl es für die Welt schon gestern war. Aber gestern hatten wir unseren hl. Stephan. Das Hauptsächlichste, was mir persönlich zustieß, war folgendes: ich war beim Pontifikalamt als Diakon an der Reihe. Alles ging leidlich glatt, obwohl es ein heißer, schwüler Tag war. Aber mitten im Evangelium machte ich schlapp.

Es geschah auf folgende Weise: ich fing an zu singen, und plötzlich fühlte ich mich sehr schwindelig.

Als nächstes bückte ich um mich und fand mich auf dem Fußboden liegend, während Leute sich bemühten, mich aufzusammeln. Es war ein schöner weicher Teppich. Vielleicht bin ich wie eine Feder darauf niedergesunken. Ich glaube mich zu erinnern, wie ich anfangen zu fallen und vollkommen unfähig war, etwas dagegen zu tun.

Zuerst war ich böse, weil ich glaubte, der Teufel hätte mich zu Boden geworfen. Ich stand auf und beendete das Evangelium, aber als wir anfangen, umeinander zu kreisen, um uns für das Credo aufzustellen, verirrte ich mich in irgendeine falsche Richtung. Der Subdiakon schob mich auf meinen Platz, und ich dachte: «Ich muß das *Credo* inbrünstig und aufmerksam singen, um diese Schlappe wiedergutzumachen.» Ich sprach das Credo, soweit ich mich dessen erinnern konnte, wobei ich immer nur dachte: *Christus! Christus!* Während ich mich so auf den Herrn konzentrierte und versuchte, mich vor dem zu retten, was mich umgeworfen hatte, kam der Zeremoniar und brachte mich in die Sakristei, wo ein Ersatzmann (P. Gerard) sich in eine Spitzenalbe zwängte.

Als ich später auf dem Strohsack im Schlafsaal lag, dachte ich an vielerlei. Unter anderem daran, daß ich froh bin, in Gethsemane zu sein und daß man nur heilig werden kann, indem man sich völlig an die Regel und an die Bedingungen hingibt, in die Gott einen hineingestellt hat, und man das Geheimnis ausgestaltet, das Sein Wille ist.

20. Juli. Wir sind in der Oktav des hl. Stephan. Nie zuvor habe ich so viel an den hl. Stephan gedacht und so viel zu ihm gebetet.

Neulich - Sonntag - am Fest der Seligsten Jungfrau Maria vom Berge Karmel saß ich während der Matutin-Messe auf den Bänken für die Kranken. Es war das erstemal, daß ich die Matutin-Messe von diesem Winkel aus sah. Es gab mir eine neue Ansicht von der Gemeinschaft - und von Gottes Vorsehung. Es müssen ungefähr hundertvierzig Brüder, Novizen und Kleriker sein, die in langer Reihe zur Kommunion gehen. Da die Reihe, als ich hierherkam, verhältnismäßig kurz war und da ich mich während der vier Jahre des Theologiestudiums dicht am Kopfende befand, und da ich endlich während der Danksagung die Augen immer geschlossen halte, war mir nie klar geworden, wie ungeheuer lang die Reihe jetzt ist. Es dauert über zwanzig Minuten, bis alle sich aufgestellt haben, nacheinander zur Epistelseite herantreten und wieder im Chor zurück sind ... Am Ende kommen ein paar große starke Laienbrüder-Oblaten, die einst zu den Fallschirmtruppen gehörten, zu den «Nacht-Springern».

Auf einmal ging mir stärker als je zuvor auf, daß Gott sicherlich keinen von uns ohne Grund hierher geführt hat, am allerwenigsten mich selbst. Ich sah die armselige kleine Handvoll Priester, und ich bedachte unsere Armut ... Und der Gedanke, daß ich mich dem allem durch eigene Wahl hatte entziehen wollen, begann mich zu entsetzen.

21. Juli. Heute habe ich wieder die Messe von den Sieben Schmerzen in der Säkularkirche gelesen.

Ich sehe mich gezwungen zu gestehen, daß meine Klagen über meine schriftstellerische Arbeit närrisch waren. Augenblicklich ist Schreiben das einzige, was mir die Möglichkeit zu wirklicher Stille und Einsamkeit verschafft. Auch finde ich, daß es mir hilft zu beten, denn wenn ich bei der Arbeit innehalte, so entdecke ich, daß mein innerer Spiegel überraschend klar und tief und friedlich ist. Gott leuchtet dort und läßt sich sogleich ohne langes Suchen finden, als sei Er mir während meines Schreibens genahet und ich hätte sein Nahen nicht bemerkt. Und ich meine, dies sollte Ursache einer großen Freude sein, und das ist es auch für mich.

Die Gemeinschaft ist noch nie so groß gewesen wie jetzt. Ich weiß die offizielle Zahl nicht, aber es müssen ungefähr hundertfünfundachtzig sein, einschließlich von ein oder zwei, die sich in Krankenhäusern befinden oder in anderen Klöstern des Ordens nicht fest eingefügt sind. Letzte Woche trafen an einem Tag drei Postulanten ein und fünf weitere am Montag, alle für den Chor. Einer von ihnen steht in dem niedrigeren Gestühl vor mir; er trägt ein sehr ablenkendes Hemd, über und über mit Jägern und Jagdhunden in Grün und Braun bedruckt. Ganz besonders stört es mich, daß einer der Jäger auf einem sehr dicken Pferd mitten durch

die Hundemeute reitet, im rechten Winkel zur augenscheinlichen Richtung der Jagd. Und ich sage zu ihm: «Wohin glaubst *du* zu gelangen?», wenn meine Gedanken bei den Psalmen sein sollten.

Bald gehe ich zum Kapitel, und ein kleiner Novize mit einer ruhigen und etwas metallischen Stimme wird eine Übersetzung aus dem Ungarischen über das *Ewige Leben* vorlesen. Er wird friedlich alle jene tröstlichen Sätze vortragen, und immer wieder wird das Wort auftauchen «das ewige Leben ... das ewige Leben». Es erfüllt das Kapitel mit frohem, abendlichen Zauber, während die Dunkelheit sich auf unsere Hügel senkt wie auf unsere Frösche und unsere Drosseln und auf unser feuchtes Gras, das heute morgen von P. Raymond frisch gemäht worden ist und heute nachmittag frisch beregnet. *Das Ewige Leben!*

Morgen ist das Fest der hl. Maria Magdalena. Wir sangen: *Ardens est cor meum ... desidero videre Deum meum ... quaero et non invenio ...*

Ich habe viel Gutes in Huguenys Theologischer Einführung zu seiner Tauler-Übersetzung gefunden. Besonders gut ist das, was er über die psychologischen Faktoren der Kontemplation und über natürliche Kontemplation sagt. Ich habe noch nie etwas so Klares und Vernünftiges über das Thema gelesen. Im Zentrum der Kontemplation ist die vollständige, umfassende Vorstellung einer Wahrheit, nicht in ihren Einzelheiten, sondern als Ganzes, nicht als abstrakter Gegenstand der Spekulation, sondern in all dem erfaßt, was unsere Gemütskräfte anspricht, so daß man es schätzt und preist und würdigt. Das gilt für die nur natürliche Ordnung.

Darin besteht die Wirkung jenes Buches im Kapitelsaal – es ist eine formelhafte Fassung vertrauter Sätze, darauf berechnet, den Katholiken in einen gewissen Zauber einzuhüllen und das allgemeine Wohlgefallen an dem ganzen Thema mit allen seinen Assoziationen wieder zu wecken - und daraus ergibt sich ein gewisser niedrigerer Grad von Kontemplation. Ich vermute, viele meinen, Begründungen und innere Gewißheit daraus zu gewinnen. Nicht die Spur. Sie kommen sich nur gut vor. Das gleiche Buch würde jemand außerhalb der Kirche fast nichts bedeuten. Es würde auch mir nichts bedeutet haben, solange ich außerhalb der Kirche stand. Solcher Art sind viele Bücher. Ich bin mir nicht klar, ob das etwas Gutes oder Schlechtes ist. Die Kontemplation ist schön und recht. Ob man von der übernatürlichen Kontemplation je zu viel bekommen kann, bleibe dahingestellt, aber die natürliche Art kann man sicherlich übertreiben. Und wieviel uns von der wahrhaft inspirierten Art überhaupt zuteil wird, das zu wissen steht uns nicht zu.

27. Juli. Gestern, am Fest der hl. Anna, wurde eine Bretterwand mitten durch das Arbeitszimmer der Mönche gezogen und die Hälfte des Raumes den Novizen übergeben, damit sie nicht die Wände ihres Noviziats sprengen. Die alten Mönche halten sich in dem Teil auf, der uns belassen wurde, und dort ist es wie im Dampfbad, da er unmittelbar über dem Backofen hegt. Ich schreibe dies in der Bibliothek. Die jüngeren sind mit ihren Pulten hierher umgezogen, und ich habe das unsrige gegen Bücherregale voll alter deutscher Predigtsammlungen festgerammt, an die wohl nie wieder jemand wird rühren wollen. Ich schreibe dies an dem breiten Fensterbrett mit dem Blick über die Flur, die von Drosselgesang und von Zikadengezirp widerhallt, denn es ist immer noch sehr heiß. Die Turmuhr hat gerade sieben geschlagen, und über die grauen Gebäude senken sich die ersten Schatten.

31. Juli. Es ist der achte Sonntag nach Pfingsten und das Fest des hl. Ignatius von Loyola. Das Evangelium sagt: «Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung.» Ich habe wieder zu den Büchern der Weisheit gegriffen und mitten im Buch Ecclesiasticus angefangen, wo ich voriges Jahr aufgehört hatte.

Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung.

Die Bahre, die schwarze offene Kiste mit langen Handgriffen, in der wir unsere Toten hinter die Kirche tragen und sie begraben, ist im Trockenraum abgestellt, und jedesmal, wenn ich vorbeigehe, schaue ich absichtlich hin, um mich an den glückseligen Tag zu gemahnen, an dem ich, so Gott will, heimgehen werde.

Heute hat Vater Abt zum erstenmal den Professoren die offizielle und allgemeine Erlaubnis gegeben, sich in ihrer Freizeit – oder vielmehr sonntags zwischen der Non und der Vesper – im Obstgarten, rund um den Wagenschuppen und hinter dem alten Pferdeschuppen zu ergehen. Unser Garten und der Friedhof sind unerträglich überfüllt, und es ist schwer, sich aus den anderen Mönchen herauszuwinden.

Jedenfalls ging ich schnurstracks zu dem kleinen Zedernhain hinter dem alten Pferdestall und drängte mich gegen das äußerste Ende der Umfassungsmauer. Dort war es schön. In der langen Zeit, die ich brauchte, um mich völlig zu sammeln, wurde mir klar, daß ich schrecklich tätig gewesen bin und mein Geist entsetzlich aktiv ist. Und wenn ich Rechenschaft von meiner Verwaltung geben müßte, würde ich stärker denn je auf Gottes Barmherzigkeit angewiesen sein, denn mir scheint, seit ich im Büchergeschäft eine große Erfolgsnummer bin, habe ich in meiner Berufung mehr und mehr versagt.

Nicht etwa, daß ich mich nicht bemüht hätte, den Kopf über Wasser zu halten. Aber im geistlichen Leben kann man leicht ertrinken, wenn man sich noch einbildet zu schwimmen.

3. *August.* Morgen ist hl. Dominikus. Wir singen ein feierliches Requiem für Dom Frederic, der vor einem Jahr starb. Ich habe heute eine Seelenmesse gelesen, und bei der Konsekration des kostbaren Blutes bedachte ich, wieviel ich Dom Frederic schulde, und ich war froh, hier eine Möglichkeit zu haben, ihm den Dank abzustatten. Viele im Orden schulden ihm sehr viel. Er starb allein in einem Zuge nach Georgia. Ich glaube, das geschah, weil er wirklich ein sehr einsamer Mann war. Die Menschen mögen das vielleicht nicht glauben. Er hatte viele Freunde, die ihn liebten, und doch war er in eigenartiger Weise von allen isoliert, trotz all seiner Güte und Liebenswürdigkeit. Es gab viel in Dom Frederic, zu dem niemand Zugang hatte – vielleicht nicht einmal er selbst. Ein Grund dafür hegt darin, daß er ein großes Teil Leid in sich begraben und es dann vergessen hatte – nicht nur mit Hilfe seiner Nächstenliebe, sondern auch seiner Aktivität, die zwar ungeheuer war, aber in seinem Fall vielleicht doch eine Gnadengabe.

Das bringt mich auf den Gedanken, daß vielleicht doch alles zum Besten war, wie es gekommen ist, obwohl er sich, objektiv betrachtet, nicht so durch Überarbeitung hätte ruinieren dürfen, wie er es getan hat. Man findet schließlich, daß zuletzt doch alles so ausgeht, wie es muß, auch wenn es scheinbar hätte viel besser sein können.

Heute behielt ich bei der abendlichen Betrachtung die Augen offen, was ich für gewöhnlich nicht tue. Der Altar war für das morgige Requiem hergerichtet. Keine Blumen oder Zierat, einfache Kerzen und ein kahles, hölzernes Kruzifix, dasselbe, das wir immer in den Fasten benutzen und am Karfreitag verehren. Es war mir ein Trost, das Kruzifix zu betrachten, und auf einmal (seit Anfang der Vesper hatte es in Strömen geregnet) brach ein Sonnenstrahl irgendwo durch ein Fenster und fiel wie Gold auf das Haupt und die Arme des Christus am Kreuz. Es war still und schön im Altarraum, wo niemand sich regte, und mit dem Licht auf dem Kruzifix.

Portiunkula bringt mir immer reichen Segen. Das ist das Franziskanische in mir, das gleichfalls weiter zunimmt. Voriges Jahr habe ich zum erstenmal erkannt, wie viel der Portiunkulatag denen bietet, die bereit sind, es anzunehmen. Wenn uns Ablässe gewährt werden, so deshalb, weil das Fest, dessen Sinn sie ausdrücken, so bedeutsam ist. Dieses Fest schenkt die Gnade der Kontemplation und geistliche Freude, weil jede Kirche zu dem winzigen Kirch-

lein wird, das der hl. Franziskus vor allen geliebt hat. So kann jeder Mensch auf der Welt an den Wonnen seiner Heiligkeit teilhaben.

4. August, hl. Dominikus. Hier sitze ich unter einem Baum voller Zikaden, in der Nähe von Dom Frederics Grab, mit den Füßen in dem bläulichen Kalksteinkies, und sinne über den Geist des hl. Dominikus. Es ist ein Geist, der wenig oder nichts mit dem unsrigen gemein hat, aber er ist sehr eindrucksvoll und bedeutet mir heute mehr als vor vier oder fünf Jahren.

Ich wünschte, ich hätte mein Theologiestudium etwas mehr im Geiste des hl. Dominikus angefangen. Was mir am meisten fehlt, ist die außerordentliche, für die Dominikaner charakteristische Scharfsinnigkeit, Bestimmtheit und Genauigkeit in der Theologie.

Ich gebe zu, daß ihre Genauigkeit manchmal die Frucht einer übermäßigen Vereinfachung ist. Trotzdem ist sie gut. Der scharfe Kontrast in den Dominikanischen Farben - schwarz und weiß - ist ein treffendes Symbol für den Dominikanischen Geist, der klar gezogene Grenzen und Unterscheidungen liebt.

Ich bewundere Dominikus vor allem wegen seiner Liebe zur Heiligen Schrift und wegen seiner Würdigung des Schrift-Studiums. Die Schrift war die Seele seiner Kontemplation und seiner Predigt. Ich habe oft über die Schrift meditiert, aber ich habe sie nie im Leben ernstlich studiert, und das ist ein beklagenswerter Mangel. Nun, da ich mit dem eigentlichen Theologiestudium fertig bin und ungefähr vier Monate zur eigenen Fortbildung in der Schrift habe, um die vom Kanonischen Recht vorgeschriebene Zeit auszufüllen, nun bitte ich den hl. Dominikus, in diesen Monaten und für den Rest meines Lebens mein Schrift-Studium zu leiten.

In den ersten Klöstern des hl. Dominikus machte man das Offizium kurz und rasch ab (genau das Gegenteil von den Zisterziensern des 12. Jahrhunderts), um wieder zu den Büchern zurückkehren zu können, und den Bettelmönchen wurde empfohlen, ihre Nachtwachen beim Studium zu verlängern. Das Studium war zwar nicht ausgesprochen das Wesen der Dominikanischen Berufung, dennoch war jedes Haus ein Haus des Studiums. Das Studium sollte zur Kontemplation führen und diese überströmen in die Predigt. Honorius III., meine ich, bezeichnet ausdrücklich das Dominikanerleben als ein wesentlich kontemplatives, ohne jedoch irgendeinen Gegensatz zwischen Kontemplation und Aktivität zu unterstellen. Auf jeden Fall war der Inhalt ihres Studiums die *Schrift*. Die Bibel war ihr Textbuch der Theologie. Ich wünschte, der hl. Dominikus würde mich endlich lehren, dieses Problem von Kontemplation und Aktion zu verstehen - so klar wie die Linie der südfranzösischen Landschaft!

Die Epistel, dem Timotheus-Brief entnommen (*argue-obsecraincrepa*), hat mich bei der Messe stark berührt. *Sana doctrina!* Welch ein Ideal! Sauberes und genaues Denken, das die Welt reinfegt vom Staube der Irrlehren und schlechter Theologie. Ich brauche diese *sana doctrina*, und es wird mir nicht schaden einzusehen, daß jeder, der die Wahrheit liebt, in dieser Welt in gewissem Maße verpflichtet ist, sie zu verteidigen. «Divinas Scripturas saepius lege: immo numquam de manibus tuis sacra lectio deponatur. Disce quod doceas; obtine eum qui secundum doctrinas est, fidelem sermonem ut possis exhortari in doctrina sacra et contradicentes arguere» (Hl. Hieronymus, Ep. 52). [„Lies oft die Heiligen Schriften, ja gib die heilige lesung niemals aus den Händen. Lerne, was du lehren willst; eigne dir die Glaubenswahrheiten gemäß der lehre fest an, damit du Menschen in der heiligen Lehre ermahnen und Irrlehrer widerlegen kannst.“].

In der kurzen Vorrede des hl. Thomas zu seiner *Summa Theologica* steht ein sehr schöner Absatz, der eine ganze Methode des Studiums enthält. Er nennt drei Punkte, durch welche die Studenten (Anfänger, es paßt aber auf alle) gehindert werden, zur Wahrheit zu gelangen:

1. die große Zahl von unnützen Fragen, Argumenten und Artikeln,
2. der Mangel an Ordnung bei Darstellung der Lehre,
3. Wiederholung, die Verwirrung und Langeweile stiftet.

Dominikaner und Zisterzienser hatten wenigstens das eine gemeinsam: den Wunsch, sich von allem Unwesentlichen freizumachen.

5. *August, Maria Schnee*. Hier ein paar Worte eines Jesuiten – des Theologen Maldonatus –, die allen Zisterziensern etwas zu denken geben sollten:

«Wo soll unsere (theologische) Morgen- und Abendarbeit beginnen, wenn nicht bei den Schätzen der Bibel? Ich kann die Leute nicht als Theologen ansehen, welche die Heilige Schrift vernachlässigen, um ihre Zeit und Mühe, ihre Kräfte und Talente an andere Bücher zu verschwenden ... Nach deinen Andachtsübungen widme morgens eine Stunde der Lektüre des Neuen und nachmittags eine Stunde der Lektüre des Alten Testaments. Lies das Neue Testament griechisch und das Alte hebräisch...»

Das ist für mich ziemlich beschämend. Manchmal habe ich Anfälle von Eifer und fasse den Entschluß, den Hauptteil meiner Freizeit der Schrift zu widmen, aber ich führe es nie aus, und sogar jetzt, wo ich das schreibe, wehre ich mich innerlich dagegen, die halbe Stunde nach der Non auf irgend etwas anderes zu verwenden als auf Tauler oder Rolle oder Johannes vom Kreuz. Gewiß habe ich die Studierzeit am Morgen, und das ist ein gehöriges Stück des Tages. Aber das ist mir zugewiesen, nicht freiwillig gewählt. Darüber hinaus kann ich bis auf weiteres noch eine Stunde für das Neue Testament erübrigen, aber ich fürchte, nicht auf griechisch!

Wie wenig von der Schrift habe ich als Novize gelesen! Ich erinnere mich, an manchen Sommermorgen durch den Garten gegangen zu sein und Jeremias oder auch Paulus gelesen zu haben, aber nicht sehr konsequent. Immerhin habe ich die Kommentare der Väter über die Schrift gelesen, mehr um die Gedanken der Väter kennenzulernen als aus irgendeinem anderen Grunde. Das Hohe Lied habe ich mehrmals gelesen - dessen entsinne ich mich - besonders die letzten Absätze.

Dieses Jahr habe ich regelmäßig die Bücher durchgenommen, welche die Liturgie für die Jahreszeit vorschreibt. Ich habe noch einmal die Bücher der Könige gelesen und David lieber gewonnen denn je. Jedesmal, wenn ich die Könige lese, steigt David in meiner Bewunderung und Salomo sinkt. Jetzt bin ich beim Buch Ecclesiasticus und studiere die Eigenschaften guter Frauen.

Ich finde einen interessanten Absatz im Kommentar des hl. Thomas zu Johannes (Kap. I, Lekt. XIV), die Stelle, wo Jesus sich zu Andreas und Johannes wendet, die ihn gefragt haben, wo Er wohnt, und Er sagt: «Kommt und seht!» Thomas erklärt das mystisch als Beweis dafür, daß wir Jesus nur kennenlernen können, wenn Er durch Erfahrung in uns wohnt. Aber als dieses erfahrungsgemäße Wissen um Gottes Gegenwart in uns sehe ich die Kontemplation an. Er fährt dann fort, es gäbe vier Wege, um zu diesem erfahrungsgemäßen Wissen zu kommen. Zwei führen, wie zu erwarten ist, durch innere Stille und Ruhe und das Schmecken der göttlichen Süßigkeit.

Von den anderen beiden aber führt der eine durch das Vollbringen guter Werke, der zweite *per operationes devotionis*. Ich weiß nicht genau, was das bedeutet, aber auf jeden Fall eine Art Aktivität. Daraus ist leicht zu ersehen, daß für den hl. Thomas praktisch kein Gegensatz zwischen Kontemplation und Aktivität besteht. Es gibt Charaktere und Situationen, in denen die Aktivität sogar bis zu einem gewissen Grade die Kontemplation unterstützen kann. Wie das mit den Fragen in II, IIae zusammengeht, weiß ich nicht. Aber es ist interessant. Ich habe selber zuweilen beobachtet, daß der Geist im Hause und in der Kirche unter Umständen völlig stumpf sein kann, wenn man dann aber zur Arbeit hinausgeht, findet man Gott in

sich, sobald man ein bißchen in der Sonne geschwitzt hat. Opfer, Gehorsam und Buße haben Ihn rasch wieder nah gebracht. Wieviel davon auf rein natürlicher Wirkung beruhen mag, weiß ich nicht. Aber es ist wahr, daß Gehorsam und Arbeit den Geist von Zerstreuung befreien, die eine bewußte Vereinigung mit Gott unmöglich macht. Und Zerstreuungen solcher Art haben die Neigung sich zu häufen, wenn man sich selbst und seinen Büchern überlassen ist.

Manchmal finde ich Gott auch ganz leicht nach einer oder anderthalb Stunden intensiver Geistesarbeit. Auch das vertreibt meine Zerstreuung und klärt meinen inneren Spiegel, ohne daß ich es weiß. Aber diese beiden kontemplativen Erfahrungen sind von niederer und elementarer Art. Die Aktivität über diesen Punkt hinaus fortzusetzen, würde begreiflicher Weise nur den Aufstieg zu einer höheren und tieferen Vereinigung hemmen, zu etwas Wesentlicherem und Wirklicherem, wenn auch etwas, was man vielleicht weniger «fühlt».

8. August. Einfach eine der mittelbaren Bedeutungen einer Schriftstelle darzulegen, heißt nicht den wahren Sinn oder Wert dieser Stelle erschöpfen. Jedes Wort, das aus dem Munde Gottes kommt, ist Speise, welche die Seele mit ewigem Leben nährt. *Non in solo pane vivit homo, sed in omni verbo procedit de ore Dei.* Ob die Schrift nun erzählt, wie David sich im Gebirge vor Saul versteckte und Sauls Knechte sein Versteck wie eine Krone umringten, oder ob sie berichtet, wie Jesus den Sohn der Witwe von Naim auferweckte, oder ob sie Vorschriften für das Weihrauch-Abendopfer gibt oder das Lied der Deborah singt, ob sie erzählt, wie Heli, der Priester von Silo, Anna für verrückt hielt, als sie ihre Lippen im Gebet bewegte, ob sie im Hohen Liede schildert, wie der Bräutigam hinabgeht, um zu sehen, ob die Weinstöcke blühen, oder das Neue Jerusalem zeigt, das wie eine Braut geschmückt von Gott kommt, ob sie den blutschänderischen Korinther zurechtweist oder Paulus zu dem Fluß in Mazedonien führt, wo die Frauen sich versammeln und der Heilige Geist das Herz Lydias, der Purpurkrämerin öffnet, um das Evangelium aufzunehmen - überall sind Türen und Fenster in die gleiche Ewigkeit aufgestoßen, und die mächtige Botschaft der Schrift ist das *insitum verbum*, der geheime und verborgene Same der Kontemplation, der in den Grund unserer Seele versenkt ist und sie durch unmittelbare und unaussprechliche Berührung mit dem Lebendigen Wort aufweckt, auf daß wir Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten ...

Durch das Lesen der Heiligen Schrift werde ich so erneuert, daß die ganze Natur um mich und in mir erneuert scheint. Der Himmel scheint von reinerem, kühlerem Blau zu sein, die Bäume von tieferem Grün, das Licht zeichnet die Umrisse der Wälder und Hügel schärfer, die ganze Welt ist erfüllt von der Herrlichkeit Gottes, und ich fühle Feuer und Musik in der Erde unter meinen Füßen.

Die Gnaden meiner Zisterzienser-Berufung ergießen sich in der Schrift auf mich; ich lebe wieder in der Familie Bernhards, und ich erkenne, daß alle meine Versuchungen, den Orden zu wechseln, sich rascher in Bedeutungslosigkeit aufgelöst hätten, hätte ich nur tiefer in der Schrift gelebt. Kontemplation läßt sich im Glauben finden, nicht in Geographie. Man kann in der Schrift danach graben, aber man wird sie niemals dadurch finden, daß man den Ozean überquert.

10. August, hl. Laurentius. *Sapientia scribae in tempore vacuitatis, et qui minoratur actu sapientiam percipiet (Eccli. 38,25).*

Dieser Vers und alles Folgende hat mich lebhaft interessiert. Unsere-Douay Fassung übersetzt: «Die Weisheit des Schriftgelehrten kommt ihm zur Zeit seiner Muße, und der weniger Geschäftige wird Weisheit erlangen.»

Die folgenden Verse geben eine prachtvolle Beschreibung des Bauern: «Sein Gespräch dreht sich um die jungen Rinder»; und von Schmieden: «... der am Amboß sitzt und die Bearbeitung des Eisens erwägt. Der Qualm des Feuers zehrt an seinem Fleisch, und er kämpft mit

der Glut des Ofens.» «Der Lärm des Hammers dröhnt immer in seinem Ohr.» Silberschmiede, Töpfer - «jeder ist klug in seiner Kunst.» «Ohne sie alle läßt sich keine Stadt bauen.» «Dennoch sollen sie nicht in die Versammlung aufsteigen. »«Man soll sie nicht dort finden, wo in Gleichnissen geredet wird.» «Aber sie sollen den Zustand der Welt festigen, und ihr Gebet sei in der Ausübung ihrer Kunst und im Trachten nach dem Gesetz des Allerhöchsten.» *Deprecatio illorum in operatione artis*. Dies (so meint Knabenbauer) bedeutet, daß sie darum beten, ihre Arbeit möge wohl geglücken, und daß sie kein höheres Ziel haben. Aber mir scheint, man könnte es auch so auffassen, daß ihre Arbeit selber Gebet ist.

12. August. Wie einfältig eine Predigt sein mag, sie ist niemals einfältig genug. Wie einfältig ein Gedanke sein mag, er ist niemals einfältig genug. Wie einfältig auch immer die Liebe sein mag, sie ist niemals einfältig genug. Das einzige, was bleibt, ist die Einfalt der Seele in Gott, oder, noch besser, die Einfalt Gottes.

16. August. Ein glühend heißer Tag, der erste in der Oktav von Maria Himmelfahrt. Zum erstenmal fiel mir ein, mich zu fragen, wer wohl der hl. Hyazinth sein mag, mit dem damenhaften Namen. Ich habe keine Zeit, ihn nachzuschlagen.

Die Verwerfung Christi. Die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Das Schrecklichste an der Verwerfung Christi ist, daß die Frommen Ihn verwarfen und daß Er verworfen wurde, weil Er Gott war! Die Pharisäer verwarfen Gott, weil Er kein Pharisäer war. Die Pharisäer wollten nichts mit Gott zu schaffen haben, weil Er nicht nach ihrem Bilde gemacht war.

«Ich bin in Meines Vaters Namen gekommen, und ihr nehmt Mich nicht an; wenn ein anderer in seinem eigenen Namen kommt, den werdet ihr annehmen» (Joh. 5,43).

Was hegt in dem Ausdruck «im Namen Meines Vaters»? Jesus kam zu uns und nannte nichts Sein eigen. Nicht nur hatte Er keine Stätte, wo Er Sein Haupt hinlegen konnte, nicht nur war Er arm auf Erden, sondern Er sagt uns, die bloße Tatsache Seines göttlichen Ursprungs bedeute, daß Er absolut nichts zu eigen hätte und daß Er dennoch Alles sei. Im gleichen Kapitel verteidigt Jesus sich gegen den Vorwurf der Sabbattheiligung, indem Er erklärt, daß Er im Herzen des Sabbats selbst lebt, nämlich im inneren Leben Gottes, wo «der Vater wirkt und Ich wirke».

«Der Sohn kann nichts aus sich tun, sondern nur, was Er den Vater tun sieht.» Nur unter dieser Bedingung wird den Menschengöttliches Leben verliehen, daß sie es von Ihm annehmen, der alles empfangen hat, was Er hat, und darum nicht in Seinem eigenen Namen kommt. Der Vater hat alles Gericht dem Sohn übergeben, und wer den Sohn nicht annimmt, indem er an Ihn glaubt, der nichts aus sich selbst hat, der ist dadurch schon gerichtet. Und der Vater will, daß der Sohn, der nichts aus sich selbst hat, ebenso verehrt werde wie der Vater verehrt wird; denn ohne diese Ehre, die man dem Sohn gibt, kann der Vater nicht verehrt werden, wie Er es tatsächlich wird. Die Probe auf unsere Verehrung und Anbetung des Vaters ist der Glaube an Ihn, der nicht in Seinem eigenen Namen zu uns kommen kann.

Die Menschen, die für sich selbst, «für ihren eigenen Namen» leben, können an einen solchen Gott nicht glauben, weil Er allem widerspricht, woran sie wirklich glauben und wofür sie leben. Sie wollen nicht zu Ihm gehen, um das Leben zu empfangen, weil Er keine Ehre von Menschen empfängt. *Claritatem ab hominibus non accipio*.

Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmt? Aber die Ehre von dem alleinigen Gott sucht ihr nicht!

Das erklärt die Bedeutung des Wortes «*vainglory*» - *vana gloria* - letzten Endes hegt darin die Liebe zum Nicht-Sein, denn es ist die Liebe zu dem, was nicht ist und nicht sein kann.

Das ist die Wurzel der Verwerfung Christi - wir glauben nicht wirklich an Ihn, weil wir an uns selbst glauben wollen, und wir möchten für diesen Glauben ein Fundament errichten, indem wir bei anderen Menschen Ruhm suchen.

17. August. Das sechste Kapitel des Johannes-Evangeliums ist für mich geschrieben. Als Jesus auf dem Hügel vor Tiberias das Wunder mit den Broten und Fischen wirkte, als Er sich allein auf den Berg zurückzog, auf dem See wandelte, um sich den Jüngern zu zeigen, und später dem Volk zum erstenmal vom Mysterium der Eucharistie sprach, da sah Er alle Seine Priester, und Er sah - oder sieht - auch mich hier sitzen und schreiben, Seinen Priester, bedrückt darüber, daß ich die Größe der Messe nicht verstehe, und zugleich froh, daß ich es nicht brauche, denn es ist ohnehin unmöglich.

228

«Ich bin das Brot des Lebens.»

«Auf daß jeder, der davon ißt, nicht sterbe.»

Die Messe täglich besser zu lesen, bedeutet, sie täglich schlichter zu lesen, täglich mit einer Falte weniger auf der Stirn, einer Sorge weniger im Kopf und einem Schatten von Furcht weniger im Herzen. Um dahin zu kommen, muß man zweifellos zehn Jahre lang im Tal der Todesschatten Messe lesen, aber ich für mein Teil sehe nicht ein, warum ein Priester nicht von Anfang an die Messe in Einfachheit und Freude lesen und es täglich mit tieferer Einfachheit und Freude tun sollte.

Servite Domino in laetitia! Ein Grund für unsere zu geringe Inbrunst hegt darin, daß wir uns geistig selbst verkrüppeln, indem wir uns zu ernst nehmen. Wir erwarten zu viel von uns selber, wo wir doch alles von Gott erwarten sollten, von dem wir völlig abhängen.

«Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und Sein Blut nicht trinkt, werdet ihr nicht das Leben in euch haben!» Was ist leichter als Essen und Trinken? Was ist einfacher als das höchste Opfer? «Wie Mich der lebendige Vater gesandt hat und Ich durch den Vater lebe, so wird auch der, der Mich ißt, durch Mich leben.»

Dieses Kapitel enthält auch das Problem Einsamkeit-Gemeinschaft (V15ff.) in fast gewaltsamer Form. Jesus schloß keinen Kompromiß mit einer nur weltlichen Gesellschaft. Als sie Ihn zum König machen wollten, war Seine Antwort nicht einmal ein Wort - nur Ablehnung und Einsamkeit. Aus dieser Einsamkeit aber trat Er hervor, um eine «Gemeinschaft» zu lehren, die Eines Fleisches und Blutes mit Ihm sein sollte, eine mystische Einigung aller Menschen in Seinem Leibe, wo Einsamkeit und gemeinsames Leben sich beide vollkommen verwirklichen.

Es tröstet mich zu sehen, wie oft Jesus schroff in Seinen Gedanken und Handlungen war. Er bemühte sich niemals, diplomatisch zu sein. Dennoch war Er nie ungeduldig oder impulsiv. Er tat alles ohne Zögern, weil Er die Wahrheit war. *Et sic est omnis qui natus est ex spiritu.*

19. August. Fillion, ein Schrift-Exeget, der mir zur Lektüre bestimmt worden ist, rät jungen Priestern zum Studium des Hebräischen, Griechischen, Aramäischen, Italischen, Arabischen, Syrischen, Assyrischen, Äthiopischen, Koptischen, Armenischen, Persischen, Slawonischen, Gotischen und der drei gebräuchlichsten ägyptischen Dialekte, nämlich Saudisch (in Theben gesprochen), Fajumisch (in der Oase Fajum gesprochen) und Memphitisch (in Memphis gesprochen). Außer gründlicher Kenntnis orientalischer Archäologie und Ethnographie sollte der junge Priester auch ein oberflächliches botanisches, zoologisches und geologisches Wissen besitzen und mehr als flüchtig mit dem Talmud vertraut sein. Ferner meint er, zur Erholung sollte man ein paar jiddische Erzählungen lesen.

Wenn man das alles meistert, kann man sich zum Beispiel die Stelle mit dem Efeu bei Jonas erklären und kommt zu der Schlußfolgerung, daß Jonas sich in Ninive unter einer Rizinusstaude (Efeu) niederließ und sich über ihren Schatten freute.

Im ganzen aber finde ich die Deutung der hl. Teresa vom Efeu des Jonas interessanter, und dabei verstand sie auch kein Wort Ägyptisch.

Andererseits war ich heute morgen bei der Messe von leisen Gewissensbissen gequält beim Gedanken an die Erklärung der Kleinen Blume, sie würde, wenn sie ein Priester wäre, Hebräisch und Griechisch lernen, um das offenbarte Wort Gottes in der Ursprache lesen zu können.

Aus Fillion, *Das Studium der Bibel*, p. 220:

«Eines Tages sagte Kardinal Foulon, der Erzbischof von Lyon, zu mir: ‚Warum wird die Katze, dieses reizende Tier, in der Bibel nicht erwähnt?‘ (Ist es eigentlich so reizend? - Kommentar von Fillion.) Ich erwiderte: ‚Eminenz, die Katze wird im Buche Baruch oder, genauer gesagt, im Briefe des Jeremias am Schluß dieses Buches erwähnt. Der Prophet schildert, wie sie über die Köpfe und Leiber der babylonischen Götzen läuft.‘»

Ich stürze mich also auf das Buch Baruch und finde (6,20-21):

«Ihre Gesichter sind schwarz vom Rauch, der im Hause entsteht. Über ihre Leiber und Köpfe streichen Nachtulen und Schwalben und andere Vögel, ebenso auch Katzen.»

Es ist das erstemal, daß ich das sechste Kapitel von Baruch gelesen habe. Ein wundervolles Kapitel, geschrieben von Jeremias für die Juden, die nach Babylon in Gefangenschaft gingen, um sie vor der Versuchung des Götzendienstes zu bewahren.

«Denn wie eine Vogelscheuche in einem Gurkenbeet nichts schützt, so sind ihre hölzernen, silbernen und vergoldeten Götzen. Sie sind nicht besser als eine Weißdornhecke in einem Garten, auf die sich die Vögel setzen ...»

22. August, Oktav von Maria Himmelfahrt. P. Macarius und drei andere sind gestern früh während des Nacht-Offiziums (nachdem sie um zwei Uhr a. m. in der Krankenkapelle die Messe gelesen hatten) nach Süd-Carolina abgereist. Heute lesen sie die Messe - die erste Zisterzienser-Messe - in der Mepkin-Siedlung, die das neue Kloster vom Unbefleckten Herzen werden soll. Die Urkunden sind unterschrieben, und die Sache wurde (mit vielen Irrtümern) in den Zeitungen veröffentlicht. Wir erwarten die Gründung für die Zeit nach dem Generalkapitel und nach den Jahresexzertien, die dieses Jahr einen Monat früher beginnen, am 1. November.

Irgendwie war ich sehr glücklich, als ich heute morgen die Messe der Oktav am Altar des hl. Robert las und dabei eine kleine Seitenkapelle für mich ganz allein hatte. Die wirkliche Hitze war ganz plötzlich am Abend vor dem St. Bernhards-Tag vorbei, aber die Hitzblattern pflegen gerade während der Zeit des Abkühlens am ärgsten zu sein.

Am St. Bernhards-Tag saß ich auf dem Hügel hinter Nally's, da ich keine Lust hatte, tief in den Wald hineinzugehen, denn je mehr Zeit man mit Gehen verliert, um so weniger bleibt einem für wirklich tiefes Gebet. So betrachtete ich den großen weiten Bogen der Landschaft und die ferne Hügelkette, die sich für mich mit so viel geistlichen Assoziationen verbindet, und die Abtei und die Kirche, die wie eine Reliquie im Teppich der Felder steckt und das Kostbarste auf der Welt birgt, den Leib Christi und Seine Göttlichkeit, den Lebendigen Gott.

Wie wahr ist es, daß unser Wissen, unser Bewußtsein und unsere Erfahrung von Gott zuweilen viel klarer und reiner sind, wenn es uns unbehaglich und heiß ist, wir körperlich angespannt sind und leiden, als wenn wir uns kühler Ruhe erfreuen. Obwohl ich mich im Walde immer gesammelt und in Gottes Gegenwart fühle, friedlich und froh in Seiner Nähe, so bin ich dort doch manchmal mehr im Dunkel als im heißen Chor, zum Beispiel, wenn ich

am Tag der Sammlung vor dem Allerheiligsten Sakrament knie und der Schweiß mir die Rippen herunterströmt. Gewöhnlich ist mein Geist in der Kirche von Zerstreungen gelähmt, besonders während der Abend-Betrachtung. Wie oft aber geschieht es in den letzten drei Minuten der Betrachtung, daß die ablenkenden Bilder plötzlich aus meinem Geist wie weggefegt sind und mein Herz tief in den Frieden Gottes versinkt und ich für diesen kleinen, mir gewährten Augenblick voller Ruhe und Freude bin.

Der Abbé Fillion hat ein Buch geschrieben, das in mancher Beziehung seltsam ist. Dennoch ist es sehr gut - besonders für jemand wie mich -, im Gehorsam ein Buch zu lesen, das ich sonst nicht von fern angerührt hätte. Und so habe ich nun, obwohl ich immer noch viele seiner Ansichten komisch finde, eine wirkliche Zuneigung für Fillion gefaßt, weil sein Buch mir viele Gnaden vermittelt hat.

Ob der folgende Satz eine Gnade enthält oder nicht, weiß ich nicht, aber er sei hier angeführt. Er hat mich überrascht und zum Nachsinnen veranlaßt. Es ist etwas, woran ich nie richtig gedacht hatte:

«Jeder Priester sollte mit der Geographie der Heiligen Schrift vertraut sein wie mit der seines eigenen Landes und mit dem Stadtplan von Jerusalem wie mit dem seiner Heimatstadt oder des Ortes, wo er lebt» (p. 225).

Da ich das Gelübde der Stabilität abgelegt habe, hat die Geographie mehr oder weniger ihr Interesse für mich verloren, es sei denn, ich dächte, wir würden irgendwo ein neues Tochterkloster gründen.

Ich weiß über Palästina augenblicklich nur das, was ich von unserem Kloster El Athrun höre, das endgültig evakuiert zu sein scheint. Viele Leute in der Welt finden es lächerlich, wenn Katholiken sich Gedanken über die heiligen Stätten machen.

Aber ich denke mir, ein Christ, der kein Interesse für das heilige Grab hätte oder für Gethsemane oder Bethlehem oder Nazareth oder den See von Galiläa oder Kapharnaum oder Naim oder den Jakobsbrunnen - was für eine Art Christ könnte der wohl sein? Und dennoch weiß ich weiter nichts von Jerusalem, als was die Jesuiten uns bei den Predigten zu den Jahresexerzitien erzählen oder was wir von Erzbischof Goodier im Refektorium hören.

25. August, Fest des hl. Ludwig. Heute morgen ging ich nach zwei Stunden friedlicher Betrachtung und nach dem Nachtoffizium, um mich für die Messe umzukleiden, völlig unvorbereitet auf die Nichtswürdigkeiten, die mir zu meinem Festtag aufgedrängt werden sollten. Gestern hatte ich an das alles gedacht und zu ein paar Versuchen angesetzt, mich für diese Prüfung zu wappnen, aber mit göttlicher Zulassung war das alles vergessen. So kam es, daß ich überwältigt vor der Spitzenalbe und vor den Gewändern stand, die ich nicht beschreiben kann, weil mir die Sprache der Damenschneider nicht geläufig genug ist. Es war die unverkennbare Absicht meiner Mitbrüder, daß ich die Messe des hl. Ludwig in orientalischem Pomp lesen sollte.

Ich zwängte mich in diesen schrecklichen Schmuck und schritt angstbebend zum Altar. In der St. Robertskapelle lagen, so weit ich mich erinnere, mindestens drei Teppiche, und da man in ehemals kleinen Raum drei Teppiche unmöglich auf andere Weise unterbringen kann, waren sie aufeinander geschichtet. Wegen ihrer verschiedenen Größe sah man Teile der unteren nach allen Seiten herausstehen. Ich versuchte, die Messe mit geschlossenen Augen zu beginnen, um das vergoldete, mit Stückchen von rotem und grünem Glas bedeckte Buchpult nicht zu sehen, ebenso wie die riesigen, schokoladenfarbenen Rahmen der Kanontafeln. Aber es mißlang. Mit ungeschwächter Qual ging die Messe weiter. Nach dem Gloria sagte ich *Dominus vobiscum* und fragte mich dann, ob ich das Gloria gesprochen hätte. Ich hoffte es und wandte mich dem Buch zu. Die Kollekte las ich halb betäubt.

Nach dem Offertorium faßte ich den Fuß des Kelches näher ins Auge, der ein Labyrinth verschlungenen Bildwerkes darstellte, und plötzlich kam mir in den Sinn, daß ich in Wirklichkeit die Messe in einem Basar in Kairo läse. So nahm ich die bittere Demütigung an, in Vereinigung mit den Demütigungen des hl. Ludwig während seiner Gefangenschaft bei den Heiden. Ich dankte Gott, daß niemand physisch bei meiner Messe zugegen war, um mich in meinem grotesken Staat zu sehen, und fuhr in innerem Frieden fort, wenn auch nicht ohne Qual an der Oberfläche. Endlich, als alles vorüber war, fiel ich auf die Kniekissen vor Unserer Lieben Frau vom Siege nieder. Über fünfunddreißig Minuten verstrichen, und dann stolperte ich aus der Kirche, mit dem unklaren Bewußtsein, daß ich am Ende vielleicht doch Gegenstand einer großen, aber schmerzlich unverständlichen Gnadenbezeugung gewesen war.

26. *August.* Mein frommer Abbé Fillion rät uns, wenn wir in Unklarheit über die Bedeutung einer Schriftstelle sind, zu dem «heiligen Verfasser» zu beten, das heißt zu jenem, dessen Gott sich als Werkzeug bedient hat, um das Buch zu schreiben. Dieser Rat gefällt mir, denn ich habe eine tiefe, wenn auch etwas verworrene Zuneigung zu den Verfassern der Bibel. Ich fühle mich ihnen näher als fast allen anderen mir bekannten Autoren. Isaias, Moses, David, Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, sie alle sind ein Teil von meinem Leben. Sie sind immer um mich. Sie schauen mir über die Schulter, ernste Männer, die zur Fassade einer mittelalterlichen Kathedrale gehören. Ich fühle, daß sie an mir Anteil nehmen und daß sie wünschen, ich solle verstehen, was Gott sie aufschreiben hieß, daß sie mich immer mit besorgtem Gebet umgeben und mich immer heben und schützen werden. Sie gehören mehr zu meiner Welt als die meisten tatsächlich in der Welt lebenden Menschen. Ich «sehe» sie manchmal wirklicher als die Mönche, mit denen ich lebe. Ich kenne sie gut, die Verbrannten Gesichter der Propheten und Evangelisten, verwandelt von der weißglühenden, gefährlichen Gegenwart der Inspiration, denn sie haben Gott geschaut, als blickten sie in einen Feuerofen, und die Seraphim sind herabgeflogen und haben ihre Lippen mit glühender Kohle gereinigt. Und ich lese ihre Bücher mit Freude und heiliger Furcht, *cum tremore divino*, und ihre Worte werden ein Teil von mir. Sie sind feierlich ernste und furchtbare und heilige Männer, demütig geworden durch die Offenbarung, die sie aufgezeichnet haben. Sie sind meine Väter. Sie sind die «verbrannten Männer» in der letzten Zeile vom Berg der sieben Stufen. Mehr und mehr beherrscht mich ihre Schau von Gottes Königtum, und ich staune über das nichtige Trachten nach irgend etwas anderem auf Erden als nach der Wahrheit, die sich in ihnen und in der Tradition offenbart - in dem Schatz der Kirche, zu dem sie alle Schlüssel besitzt.

Ich fühle ebenfalls große Verehrung und Liebe für die Patriarchen des Alten Testaments - Abraham, Isaak, Jakob - und für die Propheten - Samuel, Elias, Elisäus. Wenn ich mich in der kühlen Abendstunde um Sonnenuntergang - in der Freizeit nach dem Abendessen scheint fast keine Sonne mehr - im Friedhof ergehe, denke ich an Isaak, wie er abends sinnend durch die Felder ging, und an Rebekka, die zur Hochzeit mit ihm aus fernem Lande kam, auf einem reich geschmückten Kamel reitend, als segelte sie durch die Wüste wie eine Königin auf einem großen Schiff.

27. *August.* Meine Seele ist mit der Seele Christi vereint in dem priesterlichen Zeichen, das mir aufgeprägt ist, und in der Messe wirken Seine Seele und meine Seele so nah und untrennbar zusammen wie zwei Lichtstrahlen, die gemeinsam leuchten. Darum bin ich mir keiner «Fremden Gegenwart» bewußt. Eher scheint es mir, als wäre ich, ohne daß ich aufhörte zu sein, der ich bin, ein Anderer geworden, als wäre ich zu einer viel höheren und einfältigeren und reineren Stufe des Seins erhoben.

30. *August.* Letzten Sonntag war das Fest des Reinsten Herzens Maria, dessen Messe ich sehr liebe, und der ganze Tag war wunderschön. Schön für mich, meine ich, obwohl der Himmel trüb war und es morgens regnete. Nach dem Kapitel war ich dem Küchen-Refektorium zugeteilt und verbrachte eine Stunde damit, an den hundertzweiundneunzig Plätzen je vier dünne Küchlein für jeden Trappisten abzuzählen und verschiedene sehr kleine Bonbons und anderes Zeug zu verteilen, das vorgab, kandierte Orangen zu sein. Ich tat das alles mit Freuden, nicht wegen der Süßigkeiten, die ich verabscheue, sondern um Gottes und Marias willen und wegen des Festes.

Am Nachmittag ging ich mit den Sprüchen Salomons zu dem alten Pferdestall, das heißt mit der ganzen Bibel. Ich schritt im Heuspeicher, wo die große Luke im Dach ist, auf und ab, da gab eines der morschen Fußbodenbretter unter mir nach, und ich wäre beinahe hindurchgefallen.

Nachher saß ich und betrachtete die Hügel und die grauen Wolken, unfähig zu lesen. Als die Fliegen zu arg wurden, wanderte ich über die kahle Koppel und setzte mich an die Umfassungsmauer, auf die Kante einer ausrangierten Badewanne, die man den Pferden dort als Tränke hingestellt hat. Ein Rohr geht durch die Mauer, und reichlich Wasser fließt aus einer Quelle irgendwo im Walde in die Wanne. Auch dort konnte ich nicht lesen. Ich lauschte nur auf das Strömen des klaren Wassers, betrachtete die Ruine des Pferdestalles auf der kahlen Erhebung vor mir und verharrte versenkt in Freude und Gebet.

Auf einmal kamen die beiden Stuten und die beiden Fohlen herbei, um mich zu betrachten und zu trinken. Die Fohlen sahen aus wie Kinder mit ihren großen, grauen Augen, sehr bescheiden und sehr dumm und viel zahmer, als ich gedacht hatte. Sie traten zu mir und stießen mich mit ihren sanften Mäulern, und ich sprach ein bißchen zu ihnen. Darauf kam P. Nabor, der sich hundert Schritt entfernt hinter ein paar Sumachsträuchern verborgen gehalten hatte, hervor, um zu sehen, was los wäre.

Später sah ich noch mehr interessante Dinge, zum Beispiel ein totes Opossum in einer Falle und einen goldenen Schmetterling, der über dem Rücken des toten Opossums flatterte. Wir haben dies Jahr in der südwestlichen Ecke der Mauer viele rote Rhode Island Hennen. Während meiner Exerziten für die Priesterweihe habe ich einen halben Tag lang an den Schlafstangen für sie gearbeitet.

31. *August.* Morgen um Morgen bemühe ich mich, das sechste Kapitel des Johannes-Evangeliums zu studieren. Aber es ist zu groß. Ich kann es nicht studieren. Ich kann nur einfach stillsitzen und versuchen zu atmen. Eine kleine schwarze Eidechse mit blauem metallischem Schwanz huscht an der gelben Kirchenmauer empor, dicht bei der Nische, wo die kleine Blume mir mit vertrauensvollem und recht rührendem Blick eine Rose darbietet. Ich bin froh über die Ablenkung, denn jetzt kann ich wieder zu Atem kommen und ein bißchen nachdenken.

Es tut nicht gut, beim Sprechen über Christus große Worte zu brauchen. Da ich unfähig zu sein scheine, über Ihn in der Sprache eines Kindes zu sprechen, habe ich den Punkt erreicht, wo ich überhaupt kaum über Ihn sprechen kann. Alle meine Worte erfüllen mich mit Scham.

Man kann nicht von einem Kapitel des Evangeliums sagen: «Dies ist furchtbar.» Es ist unschicklich, die Bibel wundervoll zu nennen. Es wäre auch unschicklich zu sagen: «Meine Mutter ist eine wundervolle Person.» Und so kann man auch Christus nicht preisen, wie man einen bloßen Menschen preisen würde. Man muß auf sein Angesicht fallen und um Gnade flehen. Die einzig mögliche Weise über Gott zu sprechen ist in der Form des «Bekennens» - confessio laudis - entweder das oder im Bekennen der eigenen Schuld. Wenn Christus dir bloß interessant ist oder bloß bewundernswert - was wird aus deiner elenden Seele werden?

Eben darum bin ich ständig dankbar für das Offizium und für die Psalmen. Ihr Lobpreis für Ihn ist vollkommen und zugleich neutral, und Gott gibt sie mir, um darin mehr mein Eigenstes auszudrücken als in irgendeiner Sprache, die ich selbst ersinnen könnte.

Domine, Dominus noster! quam admirabile est nomen tuum in universa terra!

Wenn die ganze Kirche mit mir gemeinsam ruft, so werde ich vielleicht doch Frieden finden in dem Bewußtsein, daß Gott schließlich doch irgendwie Lobpreis von meinen Lippen empfängt.

5. Teil

DER WALFISCH UND DER EFEU

Die Priesterweihe ist nur der Anfang einer Reise, nicht ihr Ende. Der Anfang war leicht und erfreulich. Als aber der Sommer vorüber war, begann die ernste Seite meines Priesterdaseins. Ich bin froh, daß ich etwas darüber aufgezeichnet habe, obwohl meine Aufzeichnungen vielleicht niemandem verständlich sind als mir selbst. Soviel ich weiß, ist nie etwas über das Problem des Priestertums in einem kontemplativen Orden geschrieben worden.

Ein junger Priester im aktiven geistlichen Amt hat eine schwere Aufgabe vor sich, aber sie ist leicht zu verstehen. Der Weg mag steil sein, aber wenigstens ist er verhältnismäßig klar. Außerdem gibt es eine Menge Bücher über das Thema. Es ist ein viel begangener Pfad. Die Aufgabe stellt den jungen Priester vor alle möglichen praktischen und menschlichen Schwierigkeiten. Er hat eine ungeheure Arbeitsleistung zu vollbringen. Er entdeckt vieles, was er nie erwartet hatte, in seiner Beziehung zum Volk und zu anderen Priestern. Manches davon ist ermutigend, und anderes ist es nicht. Auf jeden Fall beginnt er sofort zu wachsen und sich zu entwickeln, und innerhalb weniger Monate ist er schon nicht mehr der unreife und vielleicht selbstgefällige Seminarist, der er bisher war. Er hat angefangen, in der Schule der Mühe und des Leides Demut und Erbarmen zu lernen.

Zu welcher Stelle ein Priester in der Kirche auch berufen sein mag, immer wird er durch Feuer geläutert werden. Dieses Feuer ist das Feuer der göttlichen Barmherzigkeit, in dem seine Seele sich mit der Seele Jesu Christi einen muß. Das Zeichen von Christi Priestertum, das dem Grunde seines Seins bei der Weihe eingebrannt worden ist, muß sich in seinem ganzen Leben auswirken. Christus der Priester, Christus, dem Vater am Kreuze geopfert, muß in dem gesamten Leben des Priesters sichtbar werden, muß sich in seinen Handlungen bezeugen. Der Feuerofen der Läuterung für den Priester im aktiven geistlichen Amt ist die Liebe zu den Mitmenschen.

Der Kontemplative hat in der Regel kein Amt. Das Feuer der Läuterung ist für ihn das Feuer Gottes in der Einsamkeit. Er erlebt seine Messe auf einer Ebene, die zu tief für bewußte Analyse ist.

Als der Sommer meiner Priesterweihe zu Ende ging, fand ich mich einem Mysterium gegenüber, das begann, sich auf dem Grunde meiner Seele zu bezeugen und in mir Schrecken zu erregen. Fragt mich nicht, was es war. Ich könnte mich dafür entschuldigen und es «Leiden» nennen. Das Wort entspricht nicht, denn es läßt an körperliche Schmerzen denken. Und das meine ich ganz und gar nicht. Allerdings fing irgend etwas an, meine Gesundheit zu beeinträchtigen. Was aber mit meiner Gesundheit auch vor sich gehen mochte, es war nur, so scheint mir, eine Wirkung jenes Unausdenkbaren, das sich in der Tiefe meines Wesens entwickelte. Und noch einmal: ich habe keine Möglichkeit zu erklären, was es war. Es war

eine Art langsames, unterseeisches Erdbeben, das an der sichtbaren, psychologischen Oberfläche meines Lebens seltsame Verwirrungen auslöste. Ich war aufgerufen, mit Freude und mit Furcht zu kämpfen, und dabei wußte ich in jedem einzelnen Fall, daß das Gefühl von Kampf irreführend war, daß mein scheinbarer Gegner nur eine Täuschung und daß die ganze Verwirrung einfach die Wirkung von etwas war, was bereits ohne mein Wissen in dem verborgenen Vulkan losgebrochen war.

Von diesem Augenblick an wurde das Tagebuch eine zusammengestoppelte Sache. Manchmal schrieb ich Seite um Seite, um dann alles zu zerreißen. Manchmal vergingen Wochen, ohne daß ich fähig war, überhaupt etwas zu schreiben. Endlich, im April 1950, gab ich es ganz auf, wie ich meinte, endgültig.

Dennoch entdeckte ich im Dezember 1950, in der Tiefe dieser unergründlichen Prüfung und meiner geistigen Auflösung plötzlich neue moralische Hilfen, einen Frühling von neuem Leben, einen Frieden und eine Glückseligkeit, die ich nie zuvor gekannt hatte und die den namenlosen inneren Schrecken standhielten. In diesem Tagebuch habe ich den Frieden beschrieben, nicht den Schrecken. Und ich glaube, daran habe ich recht getan, denn im Verlauf der Zeit wuchs der Friede, und der Schrecken schwand. Der Friede war das Echte, und der Schrecken war eine Täuschung.

Und nun erfuhr ich zum erstenmal, was es heißt allein zu sein. Bevor ich Priester wurde, hatte ich viel Aufhebens von der Einsamkeit gemacht und war meinen Oberen und geistlichen Führern mit meinem Streben nach einem einsiedlerischen Leben sehr lästig gefallen. Nun, nach meiner Weihe, wurde mir klar, daß das Wesen der einsiedlerischen Berufung darin besteht, daß man zur Furcht, zur Hilflosigkeit, zur Absonderung im unsichtbaren Gott berufen ist. Als ich das entdeckt hatte, begann ich zum erstenmal in meinem Leben ein Glück zu kosten, das so vollkommen und so tief war, daß ich nicht länger darüber zu grübeln brauchte. Es war nicht mehr nötig, mich selber daran zu gemahnen, daß ich glücklich sei - ein müßiger Versuch, eine vergängliche Freude zu verlängern - denn dieses Glück war echt und dauernd und in gewissem Sinne ewig. Es drang bis zum Grunde unterhalb des Bewußtseins, und in allen Stürmen, in allen Ängsten, in der tiefsten Finsternis blieb es unwandelbar.

Inzwischen veränderte mein äußeres Leben sich auch. Im November 1949, nachdem Gethsemane sein drittes Tochterkloster in Süd-Carolina gegründet hatte, begann ich, Vorlesungen für die Novizen zu halten. Dann mußte ich Kurse über Patristische Theologie für die Scholastiker geben. Diese Arbeit, die ich gern tat, beanspruchte viel von meiner Zeit. Es trug nichts dazu bei, den Druck meiner anderen Arbeit zu mildern, die nun völlig stockte und zu einer Quelle nervöser Anspannung geworden war. Den größten Teil des Frühlings von 1950 litt ich an Influenza. Es begann vor der Fastenzeit, und immer wieder kamen Rückfälle. In der Mitte der Fasten wurde die Epidemie so schlimm, daß wir von den Fastengeboten dispensiert wurden. Die meisten hatten zu einer oder der anderen Zeit Grippe, viele waren bettlägerig. Ich hatte sie praktisch die ganze Zeit, bald stärker, bald schwächer, brauchte aber nicht lange zu Bett zu liegen. Die riesige Gemeinschaft von zweihundert Mönchen war immer noch auf eine kleine Krankenabteilung von zehn Räumen angewiesen, von denen die Hälfte denen vorbehalten bleiben mußte, die mit oder ohne Grippe zu alt und zu schwach waren, um sich irgendwo anders aufzuhalten. Die übrigen, die mehr oder weniger imstande waren, für sich selbst zu sorgen, kampierten irgendwo, wo sie einen ruhigen Winkel fanden. ...